

Zusammenfassung
der Ergebnisse

19. Enquete

„Miteinander Leben – Vernetzt Wohnen“

18. November 2016
Messe Innsbruck



Impressum: Amt der Tiroler Landesregierung
Abt. Gesellschaft und Arbeit - SeniorInnen
Michael-Gaismair-Straße 1
6020 Innsbruck
Tel.: +43 (0) 512-508/3563
Fax: +43 (0) 512-508/ 74 3563
E-Mail: ga.senioren@tirol.gv.at

Eigenproduktion 2016/17

PROGRAMM

10:00 Uhr **Begrüßung**

Wohnen im Kontext sozialer Netzwerke
Dipl.-Ing. Dr. Albrecht Göschel, Berlin

**Miteinander Wohnen –
Formen und Projekte**
Dr.ⁱⁿ Ursula Kremer-Preiß, Köln

**Tiroler Wohnprojekte –
Innovationen und Trends**

12:00 Uhr **Generationengespräche**

13:00 Uhr **Eröffnung SENaktiv, Sonderausstellung**

Der Besuch ist kostenlos, aufgrund der begrenzten Teilnehmerzahl wird um eine Anmeldung beim Fachbereich SeniorInnen des Landes gebeten:

☎ **0512/508-3563**

✉ **juff.senioren@tirol.gv.at**

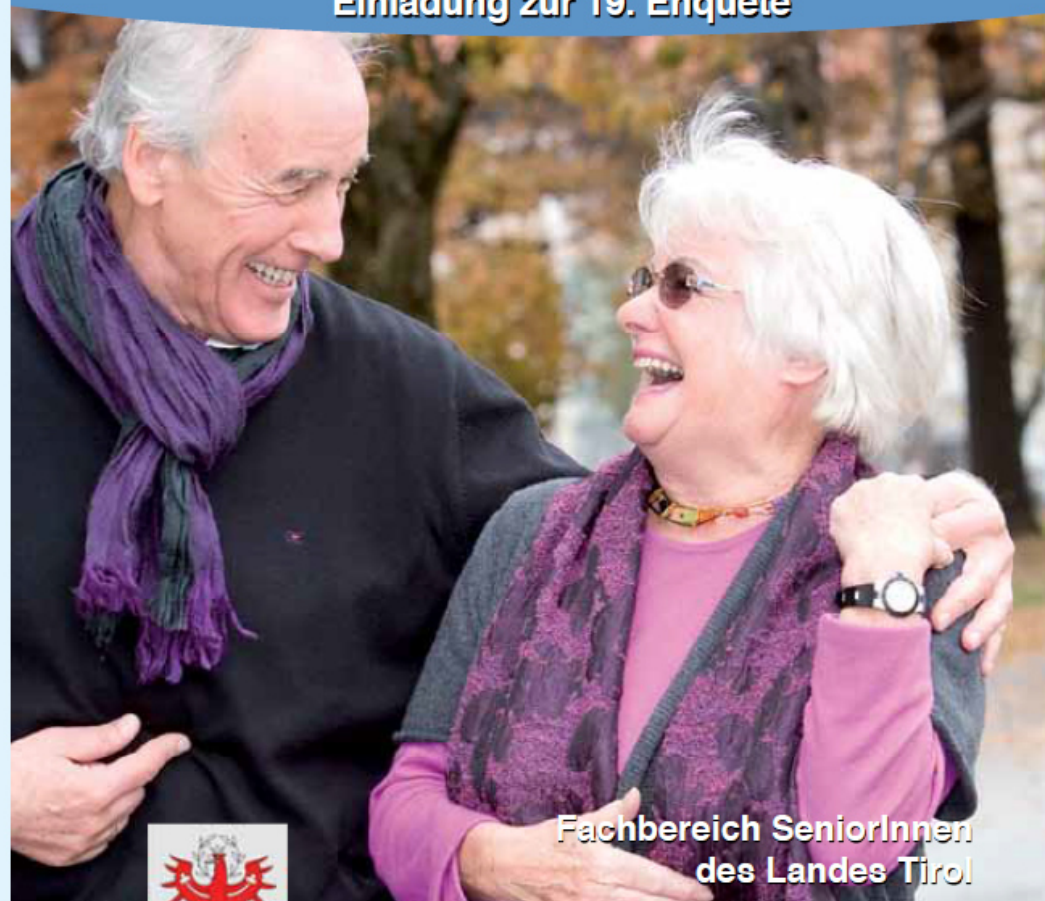
oder direkt auf der Homepage des Fachbereichs SeniorInnen.
Weitere Infos finden Sie unter www.tirol.gv.at/senioren.

18. November 2016

Freitag, 10:00 Uhr, MESSE INNSBRUCK

Miteinander Leben – Vernetzt Wohnen

Einladung zur 19. Enquete



Fachbereich SeniorInnen
des Landes Tirol



congress messe innsbruck



Miteinander Leben – Vernetzt Wohnen

18. November 2016, 10:00 Uhr
Messe Innsbruck, Forum 2, 2. Stock
Eingang Ost (Haupteingang)



Landesrätin
Dr.ⁱⁿ Beate Palfrader
Seniorenreferentin
für Tirol

Aus den Prognosen der demographischen Forschung für die kommenden Jahrzehnte geht zweifellos hervor, dass sich die Altersstruktur hin zu einem deutlich größeren Anteil älterer Menschen verschieben wird.

Mit dem steigenden Anteil älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung spielt eine zukunftsorientierte, kommunale Seniorenpolitik eine zentrale Rolle für die Gesellschaft. Unterstützung, Beratung und Vernetzung sind besonders auf dem Gebiet der kommunalen Altenarbeit von großer Bedeutung, kommt es doch gerade im Alter mitunter zu einem größeren Mobilitätsverlust.

Vor allem in der Schaffung und Gestaltung von Wohnraum soll sich der Fokus frühzeitig auf Bedürfnisse und Wünsche älterer Menschen richten. Das Land Tirol und die Gemeinden sind daher gefordert, sich langfristig und nachhaltig mit diesen Themen zu befassen. Dabei geht es nicht nur um die Bereitstellung adäquater Wohnungen im Alter, sondern insbesondere auch um die Unterstützung bei Wohnprojekten.

Die heurige Enquete bietet einen Einblick in neue und innovative Wohnformen im Alter.

Ihre Seniorenreferentin für Tirol

Landesrätin Dr.ⁱⁿ Beate Palfrader

REFERENTINNEN

Dipl.-Ing. Dr. Albrecht Göschel

Stadt- und Kultursoziologe; Studium der Architektur, Stadt- und Sozialplanung, sowie der Soziologie und Sozialpolitik in Hannover, Berlin, Bremen und Essex, Stadtplaner in München und Frankfurt. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an mehreren Universitäten, wirkt mit als Projektleiter am Deutschen Institut für Urbanistik in Berlin in den Bereichen Kultur- und Sozialpolitik, Generationen- und Wertewandel, sowie Stadt- und Kommunalforschung. Zuletzt war er federführend im Projekt „Stadt 2030“ zur Zukunft unserer Städte im demographischen Wandel tätig. Für seine Beiträge zum gemeinschaftlichen Wohnen in der älter werdenden Gesellschaft wurde er mit dem Akademiepreis ausgezeichnet.

Dr.ⁱⁿ Ursula Kremer-Preiß

Sozialwissenschaftlerin; Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kölner Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik mit den Schwerpunkten Altenplanung, Betreutes Seniorenwohnen, altersgerechte Wohnformen und quartiersbezogene Wohnkonzepte. Seit 1998 ist sie im Kuratorium Deutsche Altershilfe in Köln im Bereich „Architektur und Wohnen“, später als Leiterin im Bereich „Wohnen und Quartier“ tätig. Sie hat seither viele Forschungsprojekte mit den Schwerpunkten kommunale Altenhilfeplanung und neue Wohnformen im Alter geleitet. Dabei hat sie maßgeblich an Modellprogrammen, quartiersbezogenen Wohnkonzepten, an „neuen Wohnformen im Alter“ gearbeitet und sich dabei hohe Kompetenz erworben.

Tiroler Wohnprojekte

Vorgestellt werden innovative Tiroler Projekte sowie Trends aus dem Bereich des Wohnens im Alter.

Generationengespräche

finden im Anschluss an die Vorträge als Beitrag zum besseren Verständnis zwischen Alt und Jung statt. In kleinen Gruppen treffen die Generationen aufeinander, um sich in konstruktiven Gesprächen kennenzulernen, Wissen auszutauschen und sich gemeinsam auf neue Perspektiven und Denkweisen einzulassen.

Moderation: Mag.^a Pia Krismer, CMC

Ein Ziel der SeniorInnenpolitik in Tirol – ganz auch im Sinne der europäischen und österreichischen SeniorInnenpläne – ist es, die Öffentlichkeit für den gesellschaftlichen Beitrag älterer Menschen zu sensibilisieren und diesen die Möglichkeit zur aktiven Teilnahme an der Gesellschaft zu geben. Alle Ebenen sollen dazu angehalten werden, auf bessere Rahmenbedingungen für aktives Altern und die Stärkung der Solidarität zwischen den Generationen hinzuwirken. Aktives Altern soll auf den Gebieten der Teilhabe an der Gesellschaft sowie eigenständiger Lebensführung gefördert werden. Dies sind Ziele, die das Land Tirol in der Abteilung Gesellschaft und Arbeit - SeniorInnen seit seiner Gründung im Jahr 1993 beharrlich verfolgt.

Die Generationengespräche 2016 und die SeniorInnenenquete 2016 wollen Themen wie aktives Altern, die Teilhabe Älterer an der Gesellschaft, Bedürfnisse der älteren Generation und die Solidarität zwischen den Generationen in einer Veranstaltung bündeln. Am 18. November 2016 fand als traditioneller Auftakt zur SENaktiv, der größten SeniorInnenmesse Westösterreichs, die Enquete der Abteilung Gesellschaft und Arbeit – SeniorInnen zum Thema „Miteinander Leben – Vernetzt Wohnen“ statt, in deren Anschluss die Generationengespräche stattfanden.

Vortrag von *Dipl.-Ing. Dr. Albrecht Göschel, Berlin*

„Wohnen im Kontext sozialer Netzwerke“

In der Regel werden Vorträge zum Wohnen im Alter mit ausführlichen demographischen Datenübersichten eröffnet. Blickt man aber zurück auf die Geschichte der Enqueten in Innsbruck, die sich alle mit unterschiedlichen Problemen des Alterns befasst und sich, wie im Jahr 2002, sogar gezielt dem Wohnen gewidmet haben, drängt sich der Eindruck auf, dass diese „objektiven“ Gründe, die die Entwicklung besonderer, altersgerechter Wohnformen nahelegen, durchweg bekannt und vielfach diskutiert sein müssten. Demographische Fakten sind, so könnte man sagen, in der breiten Öffentlichkeit angekommen. Aber auch die Nachteile und Mängel traditioneller Wohnformen angesichts der demographischen Herausforderungen werden seit längerem in der Öffentlichkeit diskutiert, einschließlich der bekannten Kritiken an jeder Art institutioneller Lösungen, also von Heimunterbringungen in allen ihren Formen. Autonomieverlust, Entmündigung, Überversorgung und Abwertung des Einzelnen zum medizinischen „Fall“, alle diese unangenehmen Merkmale institutioneller Versorgung älterer Menschen werden seit langem mit breiter öffentlicher Resonanz verhandelt, so dass es kaum notwendig erscheint, derartige Fakten hier zu wiederholen.

Wir wissen also mehr oder weniger alle, dass neue Wohnformen, sei es des vernetzten Wohnens im Stadtteil, des Gemeinschaftlichen Wohnens in entsprechenden Wohngebäuden, seien es Bauherrenmodelle oder Investorenobjekte, die entsprechende altengerechte Mietwohnungen zur Verfügung vorsehen, im Grunde unverzichtbar sind, dass sie die einzig vernünftigen Lösungen eines Problems darstellen, dass durch den Anstieg der Lebenserwartungen und damit durch den Anstieg der Menschen in hohem oder zumindest fortgeschrittenen Alter unausweichlich und dringend wird.

In eigenartigem und besorgniserregendem Widerspruch zu dieser Evidenz des Problems und seinen vernünftigen Lösungen steht die minimale Anzahl entsprechender Projekte, ihr extrem geringer Anteil am gesamten Wohnungsbestand. Das drängt die Frage auf, ob sich die Menschen, zumindest diejenigen, die in

absehbarer Zeit ins Alter eintreten werden, einfach irrational verhalten, ob sie planungsunfähig sind, oder ob es die Wohnungswirtschaft sein könnte, die sich aus welchen Gründen auch immer weigert, in diesen neuen Markt einzusteigen. Sicher kann man unterstellen, dass neue Wohnformen für die Wohnungswirtschaft nicht unbedingt naheliegend sind, und wir wissen auch, dass häufig die Wohlfahrtsverbände als Träger institutionalisierten Wohnens für Ältere, von Wohnheimen, Altenwohnanlagen etc. sich um ihr Monopol auf diesem Markt und um die angemessene Bewirtschaftung ihrer Bestände sorgen, aber dennoch scheinen diese Gründe nicht ausreichend zu sein, um die sehr geringe Anzahl von Projekten bzw. die geringe Nachfrage in der Bevölkerung zu erklären. Auch das Argument, dass Ältere Veränderungen ihrer Wohnsituation scheuen, also lieber in der gewohnten Umgebung und im gewohnten Haus wohnen bleiben, auch wenn beide deutliche Nachteile für ein Leben im Alter bergen, ist plausibel. Dieser Widerstand gegen eine Veränderung, und sei sie auch noch so unvernünftig, ist sicher nachvollziehbar, verweist aber nur auf ein tiefer liegendes Hindernis, das in der Regel nicht benannt wird, dem man sich aber zuwenden sollte, wenn man neue Wohnformen für größere Anteile der Bevölkerung realisieren will.

Die Vermutung drängt sich geradezu auf, dass der Anspruch, ein „vernünftiges“ Wohnen im Alter im Sinne der neuen Wohnformen ins Auge zu fassen, eine systematische Überforderung darstellen könnte, vor allem, wenn erwartet wird, dass man sich schon sehr frühzeitig, also lange vor dem Eintreten altersbedingter Defizite mit solchen Alternativen nicht nur befassen, sondern sie tatsächlich auch realisieren soll, wie gesagt, ohne dass ein akuter Bedarf bereits gegeben sein muss. Und das ist eine der Grundforderungen, die mit allen neuen Wohnformen verbunden ist, der lange zeitliche Vorlauf, der notwendig ist, wenn sich diese Wohnformen, sei es des gemeinschaftlichen Wohnens, sei es des vernetzten Wohnens im Quartier, dann im Alter auch tatsächlich bewähren sollen.

Was man den älter werdenden Menschen damit abverlangt, ist eine weitere, höchst aufwendige Form von Altersversicherung, die neben die zahlreichen anderen tritt, zu denen die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung bereits jetzt gezwungen ist: Beiträge zur öffentlichen Rentenversicherung und für private Zusatzkassen, Kranken- und Pflegeversicherung, Bausparverträge und Hypothekenbelastungen über Jahre,

Lebensversicherungen zur Absicherung der Ausbildung der Kinder etc., all das sind Leistungen, die jeder Einzelne Zeit seines Lebens für die Alterssicherung aufbringen muss. Und nun soll auch noch die altersgerechte Wohnform, die bereits frühzeitig gewählt und praktiziert werden muss, dazu kommen? Es wäre unmittelbar einleuchtend, wenn sich dagegen Widerstände entwickeln.

Wir sind umgeben von einer Kultur des „Jetzt“, der Orientierung auf die Gegenwart, des Genusses des gegenwärtigen Augenblicks. „Genieße jetzt, zahle später!“, das ist es, was uns der Konsum, die Werbung, die meisten Medien signalisieren. In unserem realen, ökonomischen Verhalten aber werden wir ständig gezwungen, den Genuss des Augenblicks zu verschieben oder gar ganz auf ihn zu verzichten, um für die Zukunft, fürs Alter vorzusorgen. Man mag den Konsumbetrieb und die ihn anheizende Werbung moralisch verurteilen, mag seine Versprechungen für Illusion und Verführung halten, unabweisbar aber ist auch das Gefühl, dass der ständigen Sorge ums Alter, um die Zukunft etwas Kleinmütiges, Verzagtes, Ängstliches anhaftet. Man muss gar nicht zu solchen diffamierenden Bildern wie dem des ewigen „Spießers“ greifen, um diese Vorsorgebemühungen in Misskredit zu bringen, sondern sich nur verdeutlichen, in welchem Ausmaß die meisten von uns bereits jetzt auf Erfüllung von Wünschen und Sehnsüchten verzichten, sie entweder vertagen oder ganz aufgeben, um gegen die Problemen des Alters gewappnet zu sein.

Darüber hinaus unterscheidet sich die neue „Altersversicherung“ eines altengerechten Wohnens noch sehr fundamental von den anderen, genannten Versicherungen. Während diese ausschließlich Geldzahlungen verlangen, fordern die neuen Wohnformen in direkter Weise den Einsatz von Lebenszeit; und die ist nun einmal begrenzt, nicht beliebig vermehrbar. Auch Geld verlangt Zeit, in der es verdient und erarbeitet werden muss, aber Einkommen „pro Zeiteinheit“ kann doch erheblich gesteigert werden, während akute Lebenszeit immer höchst begrenzt ist, trotz aller Versuche eines „multi tasking“. Man kann eben den ganzen Abend, den man mit einer zukünftigen Wohngruppe in Vorbereitungsgesprächen verbringen muss, und es ist eben nicht nur ein einzelner, sondern vermutlich jeden Monat oder noch viel öfter einer, nicht ersetzen oder durch Arbeitseinsatz verdoppeln. Es muss ganz direkt, nicht über Geld und Berufsarbeit vermittelt, aktuelle für zukünftige

Lebenszeit eingesetzt, also verbraucht werden, und das in einem kulturellen Umfeld, das den Genuss des Augenblicks zu belohnen vorgibt.

Natürlich wissen wir alle, dass man sich diesem Genuss nicht hingeben darf, dass von früh an, bereits mit dem Schulbesuch die Anforderung beginnt, die Gegenwart immer in Bezug zur Zukunft zu sehen, dass Versäumnisse, dass unzureichende Frustrationstoleranz, die Unfähigkeit, Wünsche aufzuschieben, in der Gegenwart zu Gunsten der Zukunft Verzicht zu üben, zu den grundlegenden Kulturtechniken gehört, über die jeder verfügen muss. Und wir wissen auch, dass Unfähigkeit zu dieser Verschiebungstoleranz unnachgiebig bestraft, und das heißt in der Regel durch sozialen Abstieg sanktioniert wird, aber dennoch kann die ständige, alle Bereiche des Alltagslebens durchdringende Aufforderung, auf Gegenwart im Namen einer unklaren Zukunft und deren Absicherung zu verzichten, auch zur heillosen Überforderung werden. In der verbreiteten Zurückhaltung der Bevölkerung gegenüber den neuen Programmen und Formen des Wohnens im Alter spielt dieses Gefühl der Überforderung mit Sicherheit eine kaum zu überschätzende Rolle. Auf diese Problematik, auf diesen Widerspruch zwischen Erfüllung des Jetzt und Verschiebung auf die Zukunft und das Alter, nicht nur auf die schlichte Tatsache, dass wir immer älter werden, weisen die Daten des demographischen Wandels, richtig beleuchtet und interpretiert, hin.

Ein Überblick über die Bevölkerungspyramiden (Deutschlands) von 1864 bis 2050 zeigt die charakteristischen Merkmale des demographischen Wandels: Die Lebenserwartung wird deutlich gesteigert, im Durchschnitt von ca. 40 Jahren um 1860 auf gegenwärtig ca. 80 Jahre. Vor allem aber, die Sterbewahrscheinlichkeit, die Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs für jedes Alter, also für jeden Jahrgang in einer bestehenden Bevölkerung fast gleich groß war, wird jetzt für die gesamte Biographie des Einzelnen komplett auf das Alter, tendenziell sogar auf das hohe Alter konzentriert. Das bedeutet, wer heute geboren wird, hat sehr gute Chancen auch wirklich alt und nicht in jungen Jahren dahin gerafft zu werden. „Mitten wir im Leben stehen, von dem Tod umfängen“, diese Jahrhunderte alte Weisheit hat ihren Schrecken verloren, zumindest im Bezug auf den eigenen Tod.

Was uns in diesem Überblick entgegen tritt, ist der sozialmedizinische Wandel von einer Gesellschaft, die im Wesentlichen von Infektionskrankheiten bedroht und dezimiert wird, zu einer modernen Gesellschaft, in der diese Krankheiten ihre tödliche Gefahr verloren haben und durch sog. Alterskrankheiten ersetzt worden sind. Wir werden alle älter, aber wir werden damit auch alle in wachsendem Maße Opfer von Alterserkrankungen, die sich unangenehmer Weise dadurch auszeichnen und von Infektionskrankheiten unterscheiden, dass sie in der Regel nicht unmittelbar zum Tod führen aber auch nicht heilbar sind. Sie lösen also lange Krankheitsphasen mit hohem Pflegebedarf aus, im Gegensatz zu Infektionskrankheiten, die entweder nach spätestens 14 Tagen zum Tod oder nach vier Wochen zur Genesung, wenn auch mit langfristiger Schwächung führen. Das ist das Altersproblem, dem wir mit neuen Wohnformen beizukommen suchen, eine Reduzierung von institutioneller Versorgung und Pflege und einer Verschiebung des Eintritts in eine Institution so lange wie irgend möglich.

Die Ausweitung der Lebenserwartungen hat aber nicht nur diesen Anstieg von Versorgungs- und Pflegebedarf zur Folge. Auch das rüstige „Jungalter“ ist verlängert worden, d.h. wir altern später, dann aber mit Wucht. Vor allem aber, und das wird bei Überlegungen zum Wohnen im Alter systematisch übersehen oder ausgeblendet, ist eine andere Lebensphase erheblich verlängert worden, die der Jugend. Jugend, definiert als der Lebensabschnitt zwischen Einsetzen der Pubertät und Eintritt in ein Berufsleben, das von der Erwachsenenwelt geprägt ist, gab es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nur für ganz wenige privilegierte „Jugendliche“ des Adels oder des gehobenen Bürgertums. Für alle Anderen begann unmittelbar nach Abschluss der „Volksschule“, der mit der Pubertät zusammenfiel, das Arbeitsleben. Auch wenn Lehrzeiten häufig Züge von Jugend tragen konnte, galt doch: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“, was nichts anderes bedeutete, als die Aufforderung, sich den Erwachsenen, die das Arbeitsleben bestimmten, unterzuordnen.

Heute ist für der Mehrzahl der jungen Menschen in Mitteleuropa die Zeit der Jugend auf fast zwei Jahrzehnte angewachsen und damit zu einem bestimmenden Abschnitt für das gesamte Leben geworden. Jugend ist nicht mehr auf das Erwachsenenleben ausgerichtet. Sie ist kein Moratorium mehr, keine kurze Wartezeit vor Eintritt ins

Erwachsenenalter, sondern umgekehrt prägen Elemente von Jugend die gesamte Erwachsenenwelt. Von einer Juvenilisierung unserer Kultur ist in diesem Zusammenhang die Rede. Zentraler Inhalt der Jugend aber ist Selbstfindung, die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit, des eigenen, besonderen Selbst, und dies in der jeweiligen Gegenwart, also in der Phase der Jugend und bezogen auf diese, nicht auf spätere Lebensabschnitte oder gar das Alter.

Damit wird deutlich, dass der Widerspruch zwischen einem Zwang zur planenden Vorausschau und der Bereitschaft zum Aufschieben von Wunscherfüllungen einerseits und Orientierung auf eine Gegenwart, auf ein Jetzt der Selbstverwirklichung und Selbstfindung andererseits als zwei gegensätzliche Tendenzen beide im demographischen Wandel, in der Verlängerung der Lebenserwartungen begründet sind. Das bedeutet aber auch, dass jedes Individuum diesen Widerspruch für sich bewältigen muss, dass jeder und jede Einzelne unter der Spannung dieser konträren Anforderungen steht. Das scheinbar so Vernünftige, das langfristige biographische Planung bedeutet, wird erheblich relativiert durch die kulturelle Norm eines Lebens und einer Selbstfindung im Hier und Jetzt.

Damit jedoch nicht genug, wird die Balance oder die Schwerpunktsetzung zwischen einer Lebenshaltung der langfristigen biographischen Planung und Vorsicht einerseits, des Lebens im Augenblick andererseits zum Persönlichkeitsmerkmal, zum Element von Identität. Sie wird zum Teil des Bildes, das jeder Einzelne von sich und gegenüber anderen hat. Und da beginnen dann die eigentlichen Probleme erst, und sie werden besonders gravierend beim Wohnen, bei der Wohnform.

Alle Güter, mit denen wir uns umgeben zeigen, wer wir sein wollen und wer wir sind, ja sie zeigen uns nicht nur, sie formen uns sogar. Sie machen uns zu dem was wir sind und zeigen es dann uns selbst und anderen. Einen absolut prominenten Platz in dieser Selbstformung und Selbstdarstellung nimmt die Wohnung, das Haus in dem wir leben, ein. Natürlich ist die verfügbare Variationsbreite geringer als die Zahl der einzelnen Individuen, so dass sich Viele als Angehörige des gleichen Milieus unter einer Form mit minimalen Abweichungen versammeln, aber auch das wollen wir herstellen und ausdrücken, die Zugehörigkeit zu einem Lebensstil, wie in Wohnung, Quartier, Stadt schaffen und repräsentieren oder symbolisieren. Auch ohne

soziologische Fachkenntnis, die derartige Zusammenhänge beschreibt und erklärt, ist jedem Laien spürbar, wie bedeutsam die Wohnform für Selbstbild und Selbstwertgefühl ist. Auch wenn die Wahl der Wohnung in hohem Maße durch die Bedingungen des Wohnungsmarktes bestimmt sein mag, gibt es doch hier wie in allen Warenbereichen in der Regel immer annähernd kostengleiche Alternativen, so dass Wahlentscheidungen erforderlich sind. In diesen drückt sich dann das Selbstbild des Einzelnen aus.

Als junger Mensch nun, oder eben als jung gebliebener Älterer, und das wollen wir doch alle sein, könnte es eigenartig wirken, in eine Wohnung zu ziehen, die deutlich als Altenwohnung erkennbar wäre. Wer sich so verhält, erweckt unausweichlich den Eindruck, schon sehr früh sehr alt zu sein, ein Bild, das wir in der Regel und doch wohl zu Recht vermeiden wollen. Man muss keinem Jugendwahn verfallen sein, um zu verstehen, dass das Alter eine nicht ganz unproblematische Lebensphase darstellt, die eben nicht – als Verhaltensform und Selbstpräsentation – das ganze Leben bestimmen sollte. Das aber geschieht, wenn eine entsprechende Wohnform zu früh gewählt wird. Andererseits aber müssen die neuen Wohnformen, die sich im Alter als Unterstützung bewähren sollen, früh ergriffen werden, um noch in guten Lebensjahren, wenn man noch über alle Kräfte verfügt, die verbindlichen Beziehungen und Kooperationen herzustellen, die sich dann im Alter als verlässliche Ressource bewähren sollen.

Damit ergibt sich eine einfach zu formulierende aber schwer zu realisierende Leitlinie für das „Wohnen im Alter“: Nur solche Formen werden sich auf breitere Ebene durchsetzen, die nicht nur im Alter, sondern bereits in jüngeren Jahren, also im Prinzip vom jungen Erwachsenenalter bis ins hohe Alter Gewinn, Nutzen und Freude versprechen und von denen keine Stigmatisierungen ihrer Bewohner als „vor der Zeit gealtert“, als ängstlich oder risikoscheu ausgehen. Es ist sehr fraglich, ob es Formen geben kann, die für alle Gruppen in der Bevölkerung solche Anforderungen erfüllen können, ob es nicht immer bestimmte Milieus sein werden, die derartige Wohnformen suchen, während andere davon ausgehen, in jeder Lebensphase die dann entsprechende Wohnform zu finden, wie es sog. Wohnzyklus-Studien lange nahe legten: Für den Jugendlichen, der gerade das Elternhaus verlässt, ist das Wohnen in der Innenstadt, in der Nähe der Angebote, die nur dort zur Verfügung

stehen – Kino, Kneipe, Hochschule etc. – absolut verbindlicher Standard. Kein Jugendlicher würde von sich aus das Einfamilienhaus als Wohnform für diesen Lebensabschnitt wählen. Erst mit der Familiengründung gewinnt es zentrale Bedeutung. Jahrelang wurde das Einfamilienhaus mit eigenem Garten als optimale Wohnform für diesen Lebensabschnitt angesehen. Im Alter dann kann eine Tendenz zurück in die Stadt, in das Quartier der kurzen Wege erneut Priorität erlangen, wenn nicht ein institutionelles Wohnen notwendig wurde, das bis vor gar nicht langer Zeit auch an den Stadtrand, ins Grüne, in die Ruhe verlegt wurde.

Von solchen Lebens- und Wohnzyklen sind wir in den letzten Jahren zunehmend abgekommen. Bei Doppelberufstätigkeit und bei einer Freizeitorientierung von Kindern, die auf Einrichtungen zielt – Musikschule, Sportverein, Schwimmbad, nachmittägliche Arbeitsgemeinschaften in der Schule etc. – erweist sich das Einfamilienhaus zumindest in etwas größeren Städten zunehmend als ungeeignet für das Leben einer Familie. Besonders Vertreter moderner Dienstleistungsberufe – Architekten, Designer, Theaterleute oder Musiker, Mitarbeiter in den Medien – suchen auch für die Familienphase die Innenstadt- oder innenstadtnahe Wohnung und versuchen sie durch Kooperationsbeziehungen mit Nachbarn, wenn es denn trotz hoher Mobilitätsanforderung irgend geht, so zu entwickeln, dass sie vor, während und auch nach der Familienphase gut funktioniert. Sie suchen also die eine Wohnform für alle Lebensphasen und nicht mehr je eine spezifische für die unterschiedlichen Abschnitte. Damit erweisen sie sich offensichtlich als Pioniere für ein Wohnen, das auch für ein „Wohnen im Alter“ beispielhaft ist, denn auch dieses kann, wie gezeigt, nur erfolgreich sein, wenn es eben nicht ein spezifisches nur für das Alter ist.

Nach diesen Kriterien, das Wohnen im Alter nicht als Spezialform, sondern als altersübergreifende Optimierung zu verstehen, lässt sich nun eine Rangfolge von Wohnformen aufstellen, die den genannten Ansprüchen mehr oder weniger ausgeprägt genügen und in unterschiedlichem Maß die Chance auf breitere Akzeptanz aufweisen. Allerdings sind mit den neuen Wohnformen häufig negative Nebenfolgen verbunden, wie sie bei fast allen Planungsmaßnahmen eintreten.

Als erste „Wahl“ eines guten Wohnens im Alter muss das Quartier gelten, das in seiner Verdichtung, Lage in der Stadt und Ausstattung mit sozialer Infrastruktur den Ansprüchen für ein Wohnen in allen Lebensphasen und damit auch im Alter gerecht werden kann. Zweifellos wird jeder Bewohner einer solchen Nachbarschaft oder eines solchen Stadtteils zeitweilig Kompromisse schließen müssen, z.B. zwischen kurzen Wegen und hoher Umweltbelastung, aber weitgehend sollte doch eine angemessene Wohnsituation auf Dauer realisiert werden können. Innenstadtnahe Altbauquartiere aber auch neue Verdichtungen in mittel-peripherer Lage mit geschlossenem Quartierscharakter und entsprechender Ausstattung können diesen Anforderungen sehr nahe kommen. Durch private Initiative aber auch durch öffentliche Intervention nach dem Modell des „Quartiersmanagers“ können zwischen den Bewohner informelle Kooperation und Netzwerke entstehen, die eine gewisse Unterstützung in Alltagsproblemen leisten. Das ist im Grunde das Modell des „vernetzten Wohnens“, das der Tagung den Titel gibt. Es werden keine Institutionen des Wohnens, also keine Heime irgendwelcher Art aber auch nicht unbedingt Einzelprojekte eines Gemeinschaftlichen Wohnens errichtet, sondern ein Quartierszusammenhang hergestellt, der auf Kooperation und wechselseitige Hilfe zwischen Bewohnern, öffentlichen und privaten Infrastruktureinrichtungen zielt. Allerdings müssten die Wohnungsträger und die Kommunen für eine schrittweise Qualifizierung aller Wohnungen als altengerecht, z.B. als barrierefrei sorgen, aber auch solche Wohnqualitäten sind in allen Lebensphasen hilfreich und nützlich und nicht auf ein Wohnen im Alter beschränkt.

Die Netzwerke und Kooperationsbeziehungen in solchen Quartieren sind eher lose und können sich auf alltägliche Kontakte, die eine gewisse Sicherheit und Vertrautheit geben, beschränken, sie können aber auch deutlich darüber hinausgehen und zu sehr existenziellen Hilfssystemen ausgebaut werden. Und es werden in einem solchen Quartier vermutlich niemals alle Bewohner in solche Netzwerke eingebunden sein. Für diejenigen aber, die sie betreiben und schätzen, müssen sie langfristig angelegt sein, und sie müssen auf einer gewissen Homogenität der Bewohnerschaft basieren. Große Durchmischung unterschiedlicher Lebensstile und Lebensformen ist einer alltäglichen, in informellen Netzwerken begründeten Kooperation nicht besonders zuträglich, so bitter diese Erkenntnis für

die Anhänger einer Durchmischung im Sinne einer Gleichheit der Lebensbedingungen auch sein mag.

Damit sind bereits die negativen Nebenfolgen eines solchen Modells angedeutet. Als Mittelschichtmodell, das es häufig sein wird, kann es zu einer Art Segregation führen, die heute häufig als Gentrification bezeichnet wird. Bislang eher einfache Altbaugelände können wegen ihrer offensichtlichen Vorteile als lebensphasenübergreifende Wohnbereiche zu Zielen einer gehobenen Mittelschicht werden, so dass die „Alteinwohner“ verdrängt werden. In den Metropolen findet das in vielfältiger Weise bereits statt, und es ist ausgesprochen schwierig, gegenzusteuern. Eine gewisse Entlastung kann dann erreicht werden, wenn in Mittel- oder kleinen Großstädten neue, eher periphere Quartiere entstehen, die in Bezug auf Verdichtung, Wohnungsform, Ausstattung mit privater und öffentlicher sozialer Infrastruktur die Qualitäten der Altbaugelände aufnehmen und weiter entwickeln, wie es zunehmend versucht wird.

Die Förderung durch die öffentliche Hand würde sich in solchen Modellen bei Altbaugeländen nicht auf Wohnungsbau sondern auf gezielte Nachausstattung mit sozialer Infrastruktur und auf die genannte Qualifizierung des vorhandenen Wohnungsbestandes konzentrieren. Ähnliches kann auch für die Neubaugelände versucht werden.

Eine bedenkenswerte Strategie ist in diesem Zusammenhang auch das Konzept der Nachverdichtung, durch das Quartiere mit eher niedriger Flächenausnutzung so verdichtet werden sollen, dass sie nicht nur mehr Wohnraum, sondern dadurch auch bessere Voraussetzungen für private und öffentliche Infrastruktur bieten. Zwar kann diese Verdichtung mit einem Verlust an Freiflächen verbunden sein, aber häufig ist deren Qualität, wenn sie auf das Mindestmaß von Abstandsflächen reduziert war, von vorn herein gering. Insgesamt trägt zumindest die deutsche Baugesetzgebung diesen neuen Formen städtischer Verdichtung und gemischter Nutzung mit dem neuen Begriff der „urbanen Gebietes“ Rechnung, der höhere Verdichtung und die größere Mischung von Wohnen und Arbeiten zulässt.

Fraglich bleibt dieses Modell des vernetzten Wohnens allerdings immer durch die steigende Mobilität einer wachsenden Zahl von Bewohnern. Zwar deutet sich an, dass Angehörige moderner Lebensstile in den gehobenen Dienstleistungsberufen Umzugsmobilität zu vermeiden suchen, auch wenn dadurch berufliche und Karrierenachteile entstehen. Aber der Druck aus der Arbeitswelt zu Mobilität, der jetzt schon groß ist, kann noch steigen und die Hoffnungen auf ein langfristig aufgebautes, an stabile Netzwerke gebundenes „vernetztes Wohnen“ im verdichteten Quartier erheblich beeinträchtigen.

Als zweites Modell eines vernetzten, kooperativen Wohnens können Baugemeinschaften gelten. In ihnen geht es in der Regel nicht nur und nicht einmal vorrangig um eine Vorsorge für das Alter, sondern um die Beschaffung einer Wohnung in Einzeleigentum nach eigenen Qualitäts- und Preisvorstellungen für jede, meist für die aktuelle Lebensphase als junge Familie oder jüngeres Paar in der Familiengründung, allerdings mit klarer Perspektive, in der entsprechenden Wohnung auch im Alter wohnen zu bleiben, sie also auch für diese Lebensphase anzulegen. Exemplarische Projekte sind in Freiburg und Tübingen entstanden, in denen eine größere Zahl von Bauherren- oder Baugemeinschaftsprojekten in ganzen Stadtteilen zusammengefasst und gemeinsam errichtet wurden. Zwar dienen die Projekte einem akuten Bedarf nach einer passenden Wohnung, verfügen aber darüber hinaus durch Verdichtung und Barrierefreiheit von Beginn an über die Qualitäten einer Nutzbarkeit im Alter. Selbstverständlich handelt es sich dabei immer um Mehrfamilienhäuser, mit häufig bis zu sechs Etagen, nicht um Einfamilienhäuser, die insgesamt als Modell eines Wohnens im Alter eine immer geringere Rolle spielen, die im Grunde eher gemieden werden sollten, da die Vernetzungen und Kooperationen, die im Alter unverzichtbar sind, in ihnen in der Regel nicht zustande kommen.

Projekte von Baugemeinschaften werden häufig sogar mit Gemeinschaftsräumen versehen, die auch als Gästewohnungen genutzt werden können. Auf diese Weise erspart sich jede einzelne Wohnpartei das Gästezimmer, und dennoch kann ein Gast im Haus untergebracht werden. Die Form und Intensität von Kooperation nach Fertigstellung des Gebäudes bleibt meist offen, kann sich also nach Bedarf und

Bereitschaft entwickeln, ohne von vorn herein als Zwang zu bestehen. Stattdessen verfolgen derartige Projekte häufig andere, kollektive Ziele, z.B. eines ökologisch nachhaltigen Bauens und Wohnens, begründen ihre Art der Gemeinschaft also durch ein übergeordnetes Ziel, auch wenn dies nicht als Wohnen im Alter formuliert wird.

Die Kooperationsansprüche derartiger Projekte sind offensichtlich deutlich größer als in „vernetzten Wohnen“ in einem bestehenden Stadtquartier, beziehen sich aber in verbindlicher Weise doch nur auf die Phase der Erstellung des Gebäudes. Dieses soll, wie das zu fordern ist, einem unmittelbaren Bedarf entsprechen, darüber hinaus aber auch langfristig nutzbar, oder, wie es in aktueller Planersprache heißt, „belastbar“ sein. Häufig zeigen sich allerdings in diesem Projekte die negativen Folgen einer kooperativen Überforderung. Die Ansprüche an Kooperation während der Planungs- und Bauphase sind so groß, dass unmittelbar nach Fertigstellung eine allgemeine Abwehr weiterer Kooperationsverpflichtungen und stattdessen eher eine Distanzierung innerhalb der Baugruppe einsetzt.

Damit wird ein Problem erkennbar, dass vor allem die dritte Form eines „vernetzten Wohnens“ im Alter massiv plagen kann, eine Selbstüberforderung aller Beteiligten durch Gemeinschafts- und Kooperationsansprüche. Besonders Projekte des Gemeinschaftlichen Wohnens im Alter werden nachgerade chronisch von derartigen Überforderungssymptomen heimgesucht. In diesem dritten Typ und seiner Steigerung von Kooperation findet sich eine Gruppe zusammen, die gezielt für ein gemeinschaftliches Wohnen im Alter planen und bauen will bzw. eine bestehende Immobilie für diesen Zwecke erwirbt. Versucht wird häufig eine Rekonstruktion von Verwandtschafts- oder Familienmodellen und deren Intensität und Verpflichtung zu wechselseitiger Hilfe und Unterstützung selbst in schwierigsten Lebenslagen wie z.B. bei schweren Krankheiten oder ähnlichem.

Einige wenige Projekte mögen derartigen Ansprüchen genügen, die Regel scheint es aber nicht zu sein. Viele Scheitern an derartigen Herausforderungen. Besonders für diese Projekte gilt, dass sie nur dann im Alter einen sicheren Rückhalt bieten, wenn sie sehr früh begonnen wurden und wenn sie zu jedem Zeitpunkt, unabhängig von Alter oder Krankheit allen Beteiligten in gleicher Weise einen Nutzen, einen Gewinn

an Lebensqualität bieten. In diesen Projekten wird ein Lebensmodell verfolgt, das nur wenigen verfügbar sein, nur von wenigen realisiert werden dürfte, so verlockend derartige Hilfs- und Kooperationsprojekte „auf dem Papier“ auch wirken mögen. Wohngemeinschaften sind in der Regel eben keine Familien, keine „Wahlverwandtschaften“ wie die verführerische Bezeichnung manchmal lautet. Sie sind in der Regel nicht geeignet, traditionelle Familienbeziehungen zu rekonstruieren, ganz abgesehen davon, dass solche Beziehungen in der historischen Realität so erfreulich gar nicht waren und daher in den Projekten häufig heillos idealisiert werden. In den modernen Wohngemeinschaften kann es keine Hierarchien, keine Abhängigkeiten, keine Erziehungs- und Gehorsamsverpflichtungen wie in historische Familienformen geben. Alle Fragen des Zusammenlebens müssen unter prinzipiell Gleichen und Gleichrangigen jederzeit als verhandelbar gesehen werden. Damit entsteht unweigerlich ein extrem hoher Anspruch an permanenter Gesprächsbereitschaft, eine ständige Offenheit für Aushandlungen, Klärungen individueller Verhaltensweisen und Gewohnheiten etc., die den Alltag mehr be- als entlasten können. Nur wenn sich alle Beteiligten einig sind, dass das Zusammenleben diese Anstrengung wert ist, wenn sie alle vom ersten Moment an in gleicher Weise Gewinn daraus ziehen, kann ein Projekt gelingen.

Sicher gibt es Mischformen zwischen diesen Typen und Modellen. Deutlich sollte jedoch geworden sein, dass es dann, wenn man nach Verbreitung neuer Wohnformen „für das Alter“ sucht, sinnvoll ist, Ansprüche nicht zu hoch zu schrauben, Verpflichtungen niedrig und überschaubar zu halten, Freiheiten, die wir alle unabdingbar beanspruchen, zu wahren und vor allem Flexibilität zu sichern. Kooperationen und gemeinschaftliche Aktivitäten sollten eher aus der Situation entwickelt als formalisierend festgeschrieben werden, auch wenn natürlich jedes Gemeinschaftsprojekt seine Routinen, Rituale und Gewohnheiten entwickeln muss.

Eine besondere Herausforderung stellen alle Mehrgenerationenprojekte dar, die sich in besonderem Maße am Modell der traditionellen Familie orientieren, an denen die Grenzen einer solchen Form aber auch besonders deutlich werden. Zum einen unterstützen sich Familien in derselben Phase gegenseitig besser, als Alte und Junge, also als Personen nach und in der Familienphase. Gerade in Fragen der Kindererziehung stoßen häufig sehr unterschiedliche generationenspezifische

Vorstellungen aufeinander, die zu Konflikten führen. Was sogar für moderne Familien gilt, trifft für Wohngruppen erst recht zu, die Kooperation zwischen Alt und Jung funktioniert bei einer gewissen Distanz in der Regel besser als im allzu nahen Gemeinschaftlichen Wohnen. Aber natürlich gibt es immer Ausnahmen – die die Regel bestätigen – getragen von Menschen, die diese Nähe genießen und große Toleranz gegenüber unterschiedlichen Verhaltensformen aufweisen. Ein Massenmodell wird diese anspruchsvolle Form des Gemeinschaftlichen aber vermutlich nicht werden. Beim Zusammenwohnen in einem Quartier oder zumindest in räumlicher Nähe, das eine gewisse Distanz gewährleistet, können solche Mehrgenerations-Kooperationen aber sehr gut gelingen und sollten von Bewohnern, Wohnungsträgern und Kommunen unter allen Umständen angestrebt werden.

Umstritten ist die öffentliche Förderung sowohl von Baugemeinschaften als auch von Projekte des Gemeinschaftlichen Wohnens insgesamt. Eine staatliche Regelförderung erscheint im Grunde als ausgeschlossen, da sie an Umverteilungsprinzipien gebunden ist, wie sie die Sozialpolitik insgesamt und die Wohnungsbauförderung im Besonderen bestimmen. Nur untere Einkommensgruppen können zu Adressaten einer Wohnungsförderung werden. Sowohl die Form der Baugemeinschaft als auch des Gemeinschaftlichen Wohnens steht aber allen Einkommensgruppen offen und wird auch von allen praktiziert. Nur über die Lebenslage der Bewohner wäre also eine staatliche Regelförderung möglich.

Anders stehen die Dinge auf kommunaler Ebene. Die Kommune kann immer Einzelfälle fördern, wenn diese ihr von einem besonderen öffentlichen oder kommunalen Interesse zu sein scheinen. Sollen z.B. bei angespanntem Wohnungsmarkt besonders junge Familien von einem Umzug ins Umland abgehalten werden, könnte eine Kommune z.B. Grundstücke aus kommunalem Besitz zu besonders günstigen Konditionen für Baugemeinschaften oder Gemeinschaftsprojekten von jungen Familien zur Verfügung stellen. Vor allem aber, und das könnte zur verbreiteten kommunalen Politik werden, sollten Kommunen Beratungseinrichtungen für alle neue Wohnformen etablieren, deren Aufgabe vor allem darin bestünde, Interessenten zusammen zu bringen.

Als letztes Modell ist noch die Verbindung von „vernetztem Altenwohnen“ mit unterschiedlichen Formen institutionalisierten Wohnens zu behandeln, auch wenn hier die Alternative, die das „vernetzte Wohnen“ zum Heim darstellen soll, nicht mehr ganz klar gewahrt ist. Es ist aber denkbar und wird wohl auch zunehmend praktiziert, „normale“ Wohnungen in einer Anlage mit speziellen Altenwohnungen zu kombinieren, einerseits um eine gewisse Mischung zu erreichen, zum anderen um leichte Übergänge von einem zu anderen zu ermöglichen. Ergänzt mit entsprechender sozialer Infrastruktur – Café, Restaurant, Arztpraxis, Bibliothek etc. – können solche Modelle durchaus funktionieren, werden aber Einzelfälle für Menschen bleiben, die sich relativ früh auf ein Wohnen im Alter einstellen wollen, die sich also von der anfangs beschriebenen „Juvenilisierung“ distanzieren können. Als Form eines lebenslangen Wohnens dürfte diese Kombination keine zentrale Rolle spielen. Das gleiche gilt für Altenwohnanlagen, die zwar im Alter ihren Zweck erfüllen können, gegen die aber ähnliche, wenn auch deutlich schwächere Vorbehalte bestehen, wie gegen die Heimunterbringung. Gerade der Anforderung, für das gesamte Erwachsenenleben eine angemessene Wohnform zu sein, können sie nicht genügen.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich einige Folgerungen, die z. T. schon angedeutet worden sind, die aber hier noch einmal zusammengefasst werden.

Alle Formen eines „Wohnens im Alter“ sollten so angelegt sein, dass für vorhergehende Lebensphasen gut geeignet sind, so dass sie früh gewählt werden können, ohne dass die Bewohner dadurch bereits zu „Alten“ gemacht werden. Sie sollten für ein ganzes Leben passen und von vornherein Nutzen, Gewinn und Freude geben.

Wohnprojekte, seien es Quartiersprojekte, seien Bauherren- oder Gemeinschaftsprojekte, sind in der Regel altershomogen, am wenigsten als Quartiersprojekte, worin deren Vorteile liegen, am meisten Gemeinschaftliches Wohnen, was dessen Nachteile ausmacht; aber die gute Kooperation, die das neue Wohnen eröffnen soll, gelingt am ehesten unter Altersähnlichen sowie Schicht- und Einkommensgleichen.

Wohnprojekte stellen keine Rekonstruktionen traditioneller Familien- oder Verwandtschaftsformen dar und müssen daher ganz anders angelegt, verstanden und gehandhabt werden. Sie müssen als hierarchiefreie gleichberechtigte Kooperation aller Bewohner funktionieren, sonst werden sich im Laufe der Zeit bei einigen Mitgliedern Widerstände gegen Bevormundung etc. einstellen und zu Konflikten führen.

Ansprüche und Verpflichtungen sollten nicht zu hoch angesetzt werden, und sie sollten sich vor allem flexibel aus jeweiligen Anforderungen entwickeln können, ohne in Satzungen oder Hausordnungen festgeschrieben zu werden. Solche Fixierungen sollten nur für Basisleistungen wie Reinigungs- oder Gartenarbeiten erfolgen, nicht für anspruchsvollere wechselseitige Hilfen. Die Vorstellung, wir könnten die aktuellen Probleme der Altenpolitik durchweg durch anspruchsvolle Hilfsprojekte des Gemeinschaftlichen Wohnens lösen, sind realitätsfremd. Einen zwar im Einzelfall kleinen, in der Summe aber höchst relevanten Beitrag zum Versorgungsproblem älterer Menschen können vermutlich gut geplante und „gemanagte“ Quartiersprojekte leisten.

Alle Projekte und Projektformen, die den neuen Herausforderungen aus dem demographischen Wandel gerecht werden sollen, verlangen ein großes Maß an Empathie, an Zuneigung zum Anderen. Auch wenn immer der Gedanke dahinter steht, dass die Hilfen, die ich heute Anderen zuteilwerden lasse, morgen auch mir geleistet werden, lassen sich informelle Kooperation und neue Gemeinschaft im Alltag nicht auf der Basis nüchtern rationalen Kalküls betreiben. Immer wird eine Zuneigung zum Anderen unabdingbare Voraussetzung sein. Den alten Grantler, dem nichts recht ist und der nur davon redet, dass früher alles besser war, und der nur an sein eigenes Wohlergehen denkt, den kann man für die neuen Wohnformen nicht brauchen, aber auch nicht denjenigen, der nur daran denkt, dass er oder sie wegen dieser Leistung, die in der Kooperation erbracht wird, jetzt unbedingt öffentlich gefördert werden muss. „Vernetztes Wohnen“ mag für die Allgemeinheit nützlich sein und ist es sicher auch, aber vorrangig ist es das erst einmal für die Beteiligten, nützlich und erfreulich. Wenn es das nicht ist, und zwar von Beginn an, hat es keine Perspektive.

Vortrag von Dr.ⁱⁿ Ursula Kremer-Preiß, Köln

„Wohnen im Alter - Miteinander Wohnen – Formen und Projekte“

1. Zukünftige Herausforderungen an das Wohnen im Alter

Angesichts der zukünftigen Herausforderungen werden neue Wohnmodelle für das Alter zu entwickeln sein. Die zukünftigen Herausforderungen für das Wohnen im Alter ergeben sich aus den demografischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen.

1.1 Demografische Herausforderungen

Die Lebenszeit der Menschen in westlichen Industrienationen hat sich in den vergangenen Jahren deutlich erhöht. Neugeborene Mädchen werden künftig z.B. in Deutschland im Durchschnitt 82,4 Jahre alt, neugeborene Jungen werden künftig im Durchschnitt 77,2 Jahre. 60-jährige deutsche Männer haben im Durchschnitt noch eine Lebenserwartung von 20,9 Jahre, Frauen in diesem Alter sogar noch eine Lebenserwartung von 24,7 Jahren. Jeder zweite Mann in Deutschland erlebt seinen 80. Geburtstag, jede zweite Frau feiert ihren 85. Geburtstag (*Bundesamt für Statistik 2015: Bevölkerungsentwicklung, Wiesbaden*). Diese längere Lebensphase eröffnet für den Einzelnen vielfältige Chancen, da sich auch die gesundheitliche Entwicklung im Alter in den vergangenen Jahren deutlich verbessert hat. Weitgehend frei von beruflichen und familiären Verpflichtungen und vielfach ökonomisch abgesichert kann eine neue Lebensphase selbstbestimmt gestaltet werden.

Die demografische Entwicklung birgt gesamtgesellschaftlich jedoch auch vielfältige Herausforderungen. Mit der zunehmenden Alterung wird es mehr Hochaltrige und damit auch mehr Menschen mit Hilfe- und Pflegebedarf sowie mit demenziellen Erkrankungen geben. Gleichzeitig geht die Zahl der jüngeren Menschen zurück, die in die Versorgung der wachsenden Zahl der älteren Menschen eingebunden werden

könnten. Heute werden in Deutschland mehr als zwei Drittel der Pflegebedürftigen zuhause versorgt, davon die meisten mit Unterstützung der Angehörigen (www.gbe-bund.de/gbe10/f?f=Pflegestatistik_416D). Auf dieses Unterstützungspotenzial kann in Zukunft nicht mehr einfach zurückgegriffen werden, weil es keine Angehörigen mehr gibt oder weil diese an anderen Orten leben. Der Rückgang der Zahl der jüngeren Menschen bedingt schon aktuell und in Zukunft ein noch steigendes Problem in Bezug auf den Pflege(fach)kräftemangels. Es werden nicht nur Angehörige sondern auch professionelle Pflegekräfte fehlen, um die wachsende Zahl von Menschen mit Unterstützungsbedarf zu versorgen.

1.2 Ökonomische Herausforderungen

Mit diesen Entwicklungen sind eine Reihe von ökonomischen Herausforderungen für die Gesellschaft verbunden. Die Kosten für die Pflege werden deutlich steigen, da mehr Menschen für einen längeren Zeitraum Pflegeleistungen nachfragen werden. Wenn an den bestehenden Strukturen nichts verändert wird, werden auch z.B. die Beitragssätze für die Pflegeversicherungsleistungen kaum stabil gehalten werden können.

Da die Pflegeversicherungsleistungen in Deutschland auch nur einen Teil der Kosten für die Inanspruchnahme von Pflegeleistungen abdeckt, werden mehr Finanzmittel aufzuwenden sein, um die Pflege in Zukunft zu finanzieren. Dies wird angesichts der zukünftig instabileren Rentensicherungssysteme gesamtgesellschaftlich eine weitere Herausforderung sein. Das Thema Altersarmut wird in Zukunft ganz anderen Dimensionen relevant. In diesem Kontext werden Kommunen in Zukunft mehr in die Pflicht genommen werden und zusätzliche Finanzmittel bereitstellen müssen, wenn an den bestehenden Strukturen keine Korrekturen vorgenommen werden.

1.3 Soziale Differenzierung

Eine weitere Herausforderung für das Wohnen im Alter stellt sich in Zukunft durch die soziale Differenzierung der älteren Menschen. Es wird eine wachsende Zahl von Menschen mit Migrationshintergrund geben, die spezifische Vorstellungen über das Wohnen im Alter haben. Auch die Lebensstile der anderen älteren Menschen

variieren – wie der jüngeren Menschen auch - zunehmend [www.sinus-institut.de/fileadmin/user_data/sinus-institut/Downloadcenter/Informationen zu den Sinus-Milieus.pdf](http://www.sinus-institut.de/fileadmin/user_data/sinus-institut/Downloadcenter/Informationen_zu_den_Sinus-Milieus.pdf)). Dies bedeutet auch, dass man mit der Verbreitung einer speziellen Wohnform man den vielfältigen Wohnbedürfnissen älterer Menschen in Zukunft nicht gerecht werden kann.

Angesichts dieser Herausforderungen werden in Zukunft mehr Wohnangebote zu schaffen sein, die folgenden Anforderungen gerecht werden:

- Angesichts der demografischen Entwicklung werden mehr Wohnangebote zu schaffen sein, die barrierefreie/-arme Anforderungen mit Hilfe und Pflege verbinden,
- Angesichts der ökonomischen Herausforderungen werden mehr Angebote zu schaffen sein, die auch für die wachsende Zahl von älteren Menschen mit geringeren finanziellen Möglichkeiten zu finanzieren sind.
- Angesichts der sozialen Herausforderungen werden mehr Wohnangebote zu schaffen sein, die auf die sehr unterschiedlichen Wohnwünsche und Lebensvorstellungen einer sich zunehmend differenzierenden Alterskohorte ausgerichtet sind.

2. Sonderwohnformen für das Alter

Die Verbreitung von altersgerechten Wohnformen, die diesen zukünftigen Anforderungen gerecht werden, ist in vielen europäischen Ländern in den vergangenen Jahren intensiv gefördert worden. Dadurch hat sich ein breites Spektrum an unterschiedlichen Wohnformen für das Alter entwickelt. Die verschiedenen alternativen Wohnformen berücksichtigen unterschiedliche Wohnbedürfnisse und lassen sich in drei Gruppen einteilen.



2.1 Wohnen in Gemeinschaft

Hier handelt es sich um eine Wohnform, wo entweder nur ältere oder ältere und junge Menschen gemeinsam in einer Wohnung oder in einem Haus wohnen. Jeder Bewohner hat einen eigenen Wohnbereich, entweder ein Zimmer oder – meistens - eine abgeschlossene Wohnung, und es gibt einige Räume, die von den Bewohnern gemeinschaftlich genutzt werden. Die Bewohner organisieren das Gemeinschaftsleben selbst oder sind zumindest an der Organisation beteiligt. In der Praxis hat sich eine breite Projektlandschaft von Seniorenwohngemeinschaften über Mehrgenerationenwohnprojekte bis hin zu Seniorendörfern oder virtuellen Wohngemeinschaften entwickelt.

Typische Merkmale

- Besondere Qualität des Zusammenlebens (gemeinsame Rechtsform)
- Bewohner spielen eine Rolle bei der Projektentwicklung (Selbstorganisation)
- Gegenseitige Hilfen bei Bedarf im niederschweligen Bereich
- Gemeinschaftsfördernde Baukonzepte (Gemeinschaftsräume)

2.2 Wohnen mit Service

Hier werden in sehr unterschiedlicher Form altersgerechte Wohnangebote und Betreuungsleistungen miteinander gekoppelt. Im Idealfall mietet der Bewohner eine zentral gelegene barrierefreie und altengerechte Wohnung, meist in einer speziellen Wohnanlage. Darüber hinaus muss er ein Paket von Grundleistungen des Betreuungsservice abnehmen, für die monatlich eine sogenannte Betreuungspauschale zu entrichten ist. Diese Grundbetreuung umfasst i. d. R. Beratungs- und Informationsleistungen sowie die Notrufsicherung. Zusätzlich werden Wahlleistungen – wie Mahlzeiten, Reinigungs- und Pflegeleistungen - angeboten, die bei Bedarf in Anspruch genommen werden können und zusätzlich bezahlt werden müssen. Die Bewohner schließen einen Miet- und Betreuungsvertrag. Für diese Wohnform, die i. d. R. nicht den heimrechtlichen Bestimmungen unterliegt, werden auch Begriffe wie *Service Wohnen* oder *unterstütztes Wohnen* verwendet. In der Praxis stehen solitäre Einrichtungen neben Einrichtungen im Heimverbund und es gibt auch Betreutes Wohnen zuhause. Hier kann man in seiner angestammten Wohnung verbleiben und schließt mit einem Dienstleister – meist einem ambulanten Dienst, einer Sozialstation oder einem Betreuungsverein - einen Betreuungsvertrag ab. Der Betreuungsvertrag umfasst neben allgemeinen Informations- und Beratungsleistungen vor allem einen regelmäßigen Hausbesuch, um weitere Hilfebedarfe besser einschätzen und rechtzeitig entsprechende Hilfemaßnahmen einleiten zu können. Ein neuer Betriebszweig, um die bäuerliche Existenz im ländlichen Raum zusätzlich zu sichern und älteren Menschen ein selbstständiges Leben im Alter zu ermöglichen ist das Betreute Wohnen auf dem Bauernhof. Beim Service-Wohnen auf dem Bauernhof schließen Vermieter und Mieter einen Mietvertrag ab. Dieser kann bereits bestimmte Serviceleistungen einschließen, muss aber nicht. Charakteristisch für dieses Konzept des Service-Wohnens ist, dass der Mieter sich weitere, auf seinen individuellen Bedarf abgestimmte Dienstleistungen bei seinem Vermieter oder einem Anbieter seiner Wahl einkaufen kann. Je nach Ausgestaltung kann im Mietvertrag z. B. ein eigener kleiner Garten / Gartenanteil mit enthalten sein oder es besteht die Möglichkeit, bei alltäglichen Arbeiten auf dem Hof und im Haus mitzuhelfen.

Typische Merkmale

- Abgeschlossene barrierefreie Wohnung in einer Wohnanlage
- Grundleistungen finanziert über eine Betreuungspauschale (Beratung, Begleitung, kleinere haustechnische Hilfen) und Wahlleistungen
- Gemeinschaftsräume und -angebote

2.3 Wohnen mit Pflege

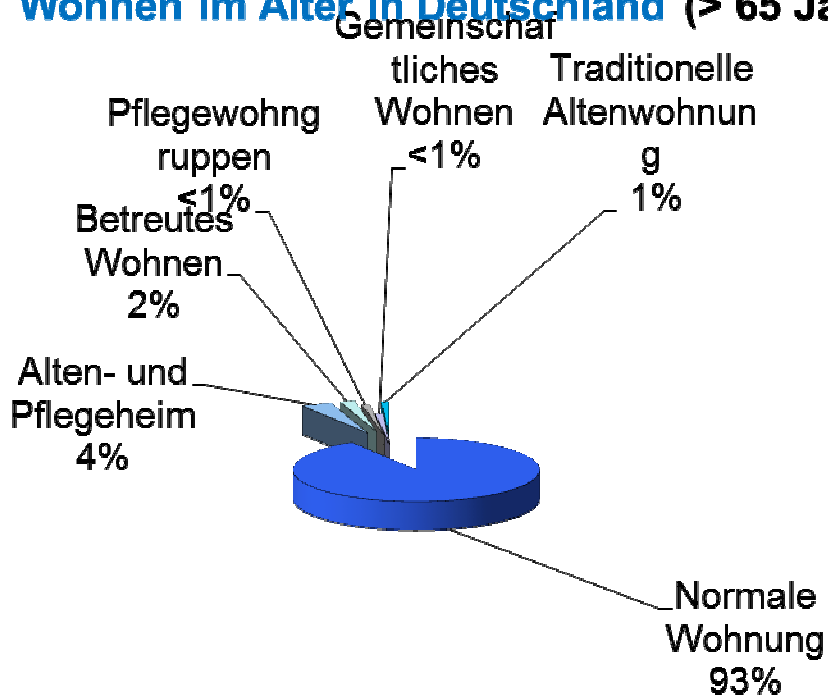
Für Pflegebedürftige haben sich in den vergangenen Jahren auch Alternativen zum Heim entwickelt. Solche Alternativen sind die *ambulant betreuten Wohngemeinschaften*. Hier leben 6 – 12 schwerst-pflegebedürftige, ältere Menschen zusammen in einer/einem barrierefrei gestalteten Wohnung/Haus. Jeder Bewohner hat einen eigenen Individualbereich (meist ein eigenes Zimmer teilweise mit eigenem Duschbad/WC), eingerichtet mit vertrautem Mobiliar. Gemeinsam nutzt man eine Wohnküche, das Bad/Pflegebad und andere Gemeinschaftsräume. Betreuungskräfte organisieren das Gruppenleben (Haushaltsführung, soziale Kontakte). Pflegedienste leisten die weiteren, individuell notwendigen Hilfen. Im Mittelpunkt dieser Wohnform steht der gemeinsame Wohnalltag und nicht die Pflege und Versorgung. Die Bewohner sind die Mieter der Wohnung und haben Wahlrecht bezüglich der Dienstleistungsanbieter, d.h. sie bestimmen den Alltag in der Wohngruppe. In der Praxis gibt es in Deutschland ca. 2.000 solcher Pflegewohngemeinschaften.

Typische Merkmale

- Gemeinschaftliches Zusammenleben von 6-8 Pflegebedürftigen
- Jeder Bewohner hat ein eigenes Zimmer (teilweise mit eigenem Duschbad/WC), gemeinsam nutzt man Wohnküche, das Bad und andere Gemeinschaftsräume
- Betreuungskräfte organisieren das Gruppenleben und den Haushalt
- Weitere individuell notwendige Hilfen werden von zusätzlichen Pflegekräften geleistet

Die älteren Menschen haben vielfach ein großes Interesse an diesen neuen Wohnformen, weil diese Wohnformen sich gezielt darum bemühen, ihr Bedürfnis nach Versorgungssicherheit und ihr Bedürfnis möglichst lang selbständig und selbstbestimmt leben zu können systematisch mit einander zu verbinden. Insgesamt leben in Deutschland jedoch noch nicht so viele ältere Menschen in solchen neuen oder alternativen Wohnformen. Geschätzt wird, dass ca. 7 % der 65jährigen und älteren Menschen in Deutschland in solchen Sonderwohnformen leben. 93 % leben im ganz normalen Wohnungsbestand (*Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung 2011: Wohnen im Alter, Berlin*).

Wohnen im Alter in Deutschland (> 65 Jahre)



Eine Ursache für die noch geringe Verbreitung dieser Wohnangebote stellen die Herausforderungen bei der Umsetzung dar. Vielfach ist es schwierig geeignete Wohnungen für solche Projekte zu finden. Es bedarf zudem eines hohen sozial- und ordnungsrechtlichen Know-hows, um solche Projekte zu realisieren. Eine Beratung und Begleitung bei der Umsetzung ist nicht in allen Regionen gesichert. Finanzierungsregelungen sind teilweise auf diese neuen Wohnformen nicht eingestellt bzw. bedürfen Ausnahmeregelungen, die in der Praxis schwer umsetzbar sind. Fragen der Qualitätssicherung sind nicht klar geregelt. Das Thema Versorgungssicherheit ist nicht in allen Wohnformen befriedigend gelöst und dadurch sind unter Umständen weitere Umzüge der Älteren erforderlich.

3. Alternsgerechte Quartierskonzepte

Neben der Verbreitung dieser alternativen Wohnformen gibt es eine weitere Entwicklung beim Wohnen im Alter. Einigkeit besteht darin, dass man allein mit dem Ausbau von solchen Sonderwohnformen für das Alter den zukünftigen Herausforderungen nicht gerecht werden kann. Es müssen nicht nur altersgerechte Wohnungen gebaut werden, sondern es müssen die Lebensräume der Menschen ganzheitlich so weiterentwickelt werden, dass möglichst viele in ihrem vertrauten Wohnumfeld selbständig – auch bei Hilfe- und Pflegebedürftigkeit – leben können. Damit das gelingen kann, müssen die Strukturen vor Ort entsprechend angepasst werden und möglichst viele an der Umsetzung beteiligt werden. Das sind die zentralen Ziele von quartiersbezogenen Wohn- Versorgungskonzepten, deren Verbreitung aktuell in Deutschland durch vielfältige Maßnahmen gefördert wird.

3.1 Was ist ein Quartierskonzept?

Quartierskonzepte sind mehr als eine kleinräumige Organisation von Hilfe und Pflege. Um von Quartiersansätzen sprechen zu können sind grundlegend Prinzipien zu wahren. Im Vordergrund des Quartiersansatzes stehen die Bedürfnislagen von Menschen mit Unterstützungsbedarf. Daraus ergibt sich die Zielrichtung, ihre Lebensräume bedarfsgerecht zu gestalten und die Notwendigkeit, sie an der Gestaltung ihrer Lebensräume zu beteiligen. Es geht nicht mehr primär um die Optimierung einzelner (Pflege-)Leistungen oder Wohnformen für Ältere, sondern

darum, die sozialen Nahräume ganzheitlich auf die Bedürfnisse von Menschen mit Unterstützungsbedarf und unter Beteiligung Vieler anzupassen.



Entsprechend lassen sich Quartiersansätze wie folgt definieren:

- **Quartiersansätze sind sozialräumlich:** Sie konzentrieren sich auf die Sozialräume mit denen sich die Menschen identifizieren. Damit sich die Betroffenen mit den Sozialräumen oder Quartieren identifizieren können, müssen diese überschaubar sein. Es geht darum ihre Gemeinde, ihr Dorf, ihr Stadtteil – also ihr Quartier - so zu gestalten, dass man auch bei Unterstützungsbedarf in seinem vertrauten Wohnumfeld leben kann. In diese überschaubaren Lebensräume gilt es möglichst viele altersgerechte Wohnmöglichkeiten und Unterstützungsleistungen zu integrieren. Quartiersbezogene Versorgungsansätze organisieren die Hilfe und Pflege daher möglichst dezentral und mobil und schaffen kleinteilige Wohn- und Versorgungsstrukturen für Pflegebedürftige.
- **Quartiersansätze sind ganzheitlich:** Quartiersansätze optimieren nicht nur die Hilfe und Pflege sondern möglichst das gesamte Lebensumfeld der Menschen. In all diesen Handlungsfeldern gilt es Strukturen zu schaffen, dass ein Verbleib in der vertrauten Häuslichkeit auch bei hohem Hilfe- und Pflegebedarf möglich ist. Dies lässt sich nicht auf einmal umsetzen, sondern einzelne Maßnahmen müssen Schritt für Schritt entwickelt werden. Quartiersprojekte baut man daher nicht auf einmal,

sondern sie werden prozesshaft entwickelt. Die prozesshafte Umsetzung sichert auch die kontinuierliche Anpassung auf sich verändernde Bedarfslagen.

- **Quartiersansätze sind kooperativ:** Eine Quartiersentwicklung gestaltet keiner allein. In der Regel arbeitet die Kommune mit der Wohnungswirtschaft, mit gewerblichen und sozialen Dienstleistern sowie mit bürgerschaftlichen Initiativen vernetzt zusammen. Aber auch Lebensmittelhändler, Finanzdienstleister, Schulen, Vereine, Behinderteneinrichtungen oder Kirchengemeinden können eingebunden werden – je nach dem wer in dem Quartier Verantwortung trägt. Alle diese örtlichen Akteure wirken vernetzt in „lokalen Entwicklungs- oder Verantwortungsgemeinschaften“ zusammen.
- **Quartiersansätze sind partizipativ:** Quartiersprojekte beteiligen systematisch die Bewohnerinnen und Bewohner in allen Phasen der Quartiersentwicklung. Sie informieren diese, sie beteiligen sie bei den Planungen und Sozialraumanalysen, sie gewähren Mitbestimmungsmöglichkeiten, sie aktivieren Bürgerinnen und Bürger, damit sie Aufgaben der altersgerechten Quartiersentwicklung selbst übernehmen. Zentral für die Umsetzung von Quartiersprojekten ist die Partizipation der Betroffenen. Daraus entwickelt sich das notwendige Engagement, das zur Bewältigung der zukünftigen Herausforderung erforderlich ist.

3.2 Zur Praxis der Umsetzung

Eine altersgerechte Quartierentwicklung versucht in den Handlungsfeldern Wohnen, Wohnumfeld, soziale Infrastruktur, Beratung sowie Hilfe und Pflege bedarfsgerechte Strukturen zu schaffen. In der Praxis werden folgende Maßnahmen für einer altersgerechte Quartiersentwicklung umgesetzt:

- **Sicherung bedarfsgerechter Wohnangebote im Quartier:** Schaffung neuer barrierefreie Wohnungen im Quartier oder Durchführung von Wohnungsanpassungsmaßnahmen im Bestand, Stärkung der Wohnberatung

- **Sicherung eines generationsgerechten Wohnumfeldes:** Erhalt einer kleinräumigen Infrastruktur durch „Rollende Supermärkte“, Genossenschaftsläden, Multifunktionshäuser. Stärkung der Mobilität durch Bürgerbusse, Einkaufsmobile, Seniorentaxis.
- **Erhalt einer tragenden sozialen Infrastruktur:** Stärkung des sozialen Austausch durch Schaffung von Begegnungsräumen, Aufbau von Seniorennetzwerken und Förderung lebendiger Nachbarschaften z.B. durch Nachbarschaftsstifter.
- **Aufbau einer ortsnahen Beratung und Begleitung:** Aufbau dezentraler Wohnberatungsangebote oder mobiler Wohnberatung wie z.B. durch ein gerontopsychiatrisches Beratungsmobile.
- **Organisation von Hilfe und Pflegeangebote im Quartier:** Mobilisierung gesundheitlicher Dienstleistungen wie z.B. durch mobile Zahnärzte, Mobilisierung von Tagesbetreuung; Schaffung dezentraler kleinteiliger 24-Stunden-Betreuungsangebote im Quartier durch Quartierszentren oder Pflegewohngemeinschaften; Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger aus dem Quartier an der Hilfe und Pflege z.B. durch Nachbarschaftshilfenetzwerke, Seniorengenossenschaften, Gastfamilienmodelle.

Die Umsetzung von solchen kleinteiliger, partizipativ entwickelter Strukturen ist nicht einfach. Es erfordert eine kleinräumige Sozialraumanalyse und die Vernetzung mit den örtlichen Akteuren sowie eine kontinuierliche Aktivierung der Bürgerschaft. Trotz der zahlreichen Herausforderungen bei der Umsetzung werden Quartierskonzepte in Fachkreisen als ein tragfähiges Zukunftsmodelle anerkannt, da sie vielfältige positive Wirkungen haben.

Wirkungen von Quartierskonzepten

Chancen für altersgerecht gestaltete Wohnquartiere

Quartiersbewohner:	bedarfsgerechte Wohn- und Versorgungsstrukturen im Wohnumfeld, Stärkung sozialer Integration
Kommunen:	bedarfsgerechte Planung, Kostenersparnis
Wohnungswirtschaft:	Vermeidung von Umzügen, Wertsteigerung der Immobilien
Soziale Dienstleister:	Erschließung neuer Kunden, Sicherung von Marktpositionen

Altersgerechte Quartiere sind für alle ein Gewinn

MS-02

48

In Deutschland werden diese Ansätze daher von unterschiedlichen Akteuren durch die Schaffung von Beratungs- und Begleitstrukturen gezielt gefördert. Es existieren Datenbanken mit vielfältigen methodischen Tipps für die Umsetzung sowie zahlreichen Projektbeispielen (z.B. www.aq-nrw.de) und es gibt eine Reihe neuer Finanzierungsbausteine, um die Umsetzung solcher Ansätze gezielt zu fördern. Auch über die Einbindung solcher Konzepte in die leistungsrechtliche Regelfinanzierung wird mit der Einführung sogenannter „kommunaler Pflegebudgets“ diskutiert.

Diskussionsbeiträge

„Tiroler Wohnprojekte – Innovationen und Trends“

„Haus im Leben“, Innsbruck Höttinger Au & Fiecht - Anton Stabentheiner

- Das „Haus im Leben Innsbruck“ ist ein Gemeinschaftswohnkonzept aller Generationen, in dem auf das aktive Zusammenleben, die gegenseitige Unterstützung und das Nutzen von vorhandenen Synergien besonders Wert gelegt wird; Ziel ist es, alle darin wohnenden Menschen miteinander zu vernetzen und die persönlichen Beziehungen der BewohnerInnen zu stärken.
- Die Philosophie im „Haus im Leben“ ist dadurch gekennzeichnet, dass sich die BewohnerInnen durch aktive Nachbarschaftshilfe gegenseitig unterstützen und sie durch das Leben in einer Gemeinschaft die gegenseitigen Ressourcen nützen können.

„Haus der Generationen“, Schwaz - Inge Mair

- Im Haus der Generationen werden verlässliche Beziehungen gefördert, die neben der traditionellen Form des Zusammenlebens in einem Haushalt oder einer Familie stehen. Das Haus der Generationen ist ein Ort, an dem das Prinzip der Großfamilie in moderner Form gelebt werden kann, wo sich Menschen aller Generationen ganz selbstverständlich im Alltag begegnen, voneinander lernen und Unterstützung erfahren.
- Das Haus der Generationen bietet die Möglichkeit zur vielfältigen Interaktion von Menschen verschiedenen Alters und zu partnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen freiwillig Engagierten und professionellen Kräften. Schließlich trägt das Haus der Generationen dazu bei, Isolation der verschiedenen Altersgruppen entgegen zu wirken; das Zusammenleben im Haus der Generationen fördert die Toleranz und das Verständnis zwischen den Generationen; Die Begegnungsstube für alle Seniorenvereine und –verbände der Stadt sorgt so wie das Wirtshaus, der Lebensmittelnahversorger und die Computeria für den notwendigen Kontakt zur Bevölkerung.

„Sozialzentrum Wilten“, Innsbruck - ISD-Chef Dr. Hubert Innerebner

- Im Stadtteil Wilten direkt am „Wiltener Platzl“ entsteht eine neues Sozialzentrum, ein Gemeinschaftskonzept aller Generationen, in dem auch 17 Wohneinheiten vorgesehen sind; Wert wird auf das aktive Zusammenleben, die gegenseitige Unterstützung und das Nutzen von vorhandenen Synergien gelegt;
Ziel ist es, alle darin wohnenden Menschen miteinander zu vernetzen und die persönlichen Beziehungen der BewohnerInnen zu stärken;

Generationengespräche 2016

Viel zu oft herrscht wenig Verständnis für die andere Generation. „Die Jugendlichen interessieren sich nur für ihre Freizeit“ oder „die ältere Generation ist langweilig und versteht kein Spaß“ sind nur einige der häufig genannten Vorurteile. Meist reicht ein klärendes Gespräch, um dem entgegenzuwirken. Die Generationengespräche der Abteilung Gesellschaft und Arbeit – SeniorInnen bieten eine Plattform für die Förderung und den Ausbau dieser Kommunikation.

Fünf Partnerorganisationen mit über 130 Studierenden, SchülerInnen und Auszubildende konnten gewonnen werden, Jung und Alt zusammenzubringen. Bereits im Unterricht und in den Lehrveranstaltungen wurden diese darauf vorbereitet, strukturierte Gespräche zu ermöglichen und diese zu dokumentieren. Die Studierenden hatten die Aufgabe, unmittelbar nach den Vorträgen aktiv auf die etwa 300 älteren TeilnehmerInnen der Enquete zuzugehen und diese zu einem Gespräch an einen der 40 Stehtische einzuladen. Die Gesprächsthemen reichten dabei von „Innovativen Wohnformen im Alter“ über „SeniorInnen und neue Technologien“ und das „Zusammenleben von Jung und Alt“ bis hin zur „Lebensqualität im Alter“. Studierenden als auch SeniorInnen wurde so die Möglichkeit gegeben, sich auszutauschen, neue Sichtweisen, Denkweisen und Perspektiven kennenzulernen.

- **MCI – Management Center Innsbruck (Dr. Siegfried Walch)**

Das Management Center Innsbruck stellt neben der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck und der Medizinischen Universität Innsbruck eine der größten Bildungsstätten Tirols dar und bietet die Möglichkeit, zwischen 24 Bachelor- und Masterstudiengängen zu wählen. Der an den Generationengesprächen teilnehmende Studiengang „Non Profit-, Sozial- und Gesundheitsmanagement“ bestand aus ca. 60 Studierenden.

- **AZW – Ausbildungszentrum West für Gesundheitsberufe (Mag.^a Anita Mair)**

Das Ausbildungszentrum West für Gesundheitsberufe der TILAK GmbH ist der größte Ausbildungsträger für Gesundheitsberufe in Westösterreich. Die teilnehmenden 15 Auszubildenden setzten sich aus einer Klasse der Diplomausbildung für Gesundheits- und Krankenpflege zusammen. Die Ausbildung dauert drei Jahre und sieht mehrere Praktika vor, die beispielsweise in Altenwohnheimen oder Krankenhäusern absolviert werden können.

- **FHg – Zentrum für Gesundheitsberufe Tirol (Mag.^a Ursula Costa, PhD PH)**

Die FH Gesundheit / University of Applied Sciences Tyrol nahm 2007 ihren Betrieb auf und bietet ein breites Bildungsangebot an FH-Bachelor- und Masterstudiengängen im Bereich Gesundheitsberufe an. Der Bachelorstudiengang „Ergotherapie“ nahm heuer mit über 25 Studierenden an den Generationengesprächen teil.

- **PHT - Pädagogische Hochschule Tirol (Dipl.-Päd. Gerlinde Schwabl, BEd)**

Die PHT entstand 2007 aus der Zusammenlegung der Pädagogischen Akademie, der Pädagogischen Institute und der Berufspädagogischen Akademie. Angeboten werden sowohl zahlreiche Studiengänge als auch Fort- und Weiterbildungen für LehrerInnen. An den Generationengesprächen haben 11 Studierende des Studiengangs „Informations- und Kommunikationspädagogik“ teilgenommen.

- **SOB – Schule für Sozialbetreuungsberufe (Mag.a Notburga Gruber)**

Die SOB Tirol ist eine berufsbildende mittlere Schule, in der Sozialbetreuerinnen und Sozialbetreuer mit den Schwerpunkten Altenarbeit, Behindertenarbeit, Behindertenbegleitung und Familienarbeit ausgebildet werden. An den Generationengesprächen nahmen 20 SchülerInnen des Ausbildungsschwerpunktes Altenarbeit teil.

Die Eindrücke aus den Gesprächen sind für die Seniorenpolitik in Tirol und der Abteilung Gesellschaft und Arbeit - SeniorInnen wichtig, um Ihre Arbeit zu evaluieren sowie Meinungen und Ideen aus der Bevölkerung aufzugreifen. Aus diesem Grund wurden die Studierenden dazu angehalten, die Kernaussagen grob zu dokumentieren, damit auch andere aus den Gesprächen profitieren können. Diese

Auszüge werden auf den folgenden Seiten präsentiert. Zum besseren Verständnis wurden den Aussagen entsprechende Fragestellungen vorangestellt. Aus datenschutzrechtlichen Gründen wurden die Namen der TeilnehmerInnen geändert.

Die Abteilung Gesellschaft und Arbeit - SeniorInnen möchte allen TeilnehmerInnen für ihr Vertrauen und ihre Offenheit danken und hofft auf eine erneute Mitwirkung im kommenden Jahr!

Wie haben Ihnen die Vorträge gefallen?

- „Am besten gefallen hat mir die Dame aus Deutschland. Sie hat die verschiedenen Einrichtungen gut erklärt und Vorteile sowie Nachteile erklärt. Mir gefiel die Ehrlichkeit der Vorträge in Bezug auf gegenwärtige und zukünftige Einrichtungen für Senioren.“
- „Die Projekte und Gemeinschaft, die Möglichkeiten, die man für uns schafft in Zukunft für Jung und Alt waren für mich am interessantesten.“
- Am besten gefallen hat unseren Gesprächspartnern der Vortrag des „Berliners“ am Anfang. Die Beiträge insgesamt waren sehr informativ. Ein Heimaufenthalt kostet viel Geld, da stellt sich die Frage, wer das finanziert.“
- „Warum kamen die Tiroler Vortragenden so kurz an die Reihe? Wir mögen die Deutschen, nicht falsch verstehen, aber die Mentalität und die Gesetzeslage in Deutschland sind einfach eine andere!“

Haben Sie sich schon über Ihre Wohnsituation im Alter Gedanken gemacht?

- „Ja, zusammen mit meiner Frau. Wir haben ein Haus gebaut und haben drei Kinder. Eines unserer Kinder hat uns angeboten, dass wir in deren Wohnung ziehen, weil sie eine Familie gründen möchten. Für uns jedoch ist das nicht angenehm, weil wir noch selbstständig sind und wir in eine fremde Gemeinde ziehen müssten, wo uns niemand kennt. Das macht mir und meiner Gattin Angst.“
- Frau und Herr Wagner sind zufrieden und genießen ihr Leben in vollen Zügen. An die Zeit danach wenn sie alleine sind denken sie noch nicht. Sie sind gesund, halten sich fit und wollen sich noch nicht mit dem Thema Pflegebedürftigkeit oder Pflegeheim beschäftigen. Die Pflege die sie eventuell einmal benötigen möchten sie allein entscheiden und ein Wörtchen mitreden können.
- „Jüngere Senioren sollten älteren helfen und nicht immer nur die Jungen auffordern zu helfen“
- Unsere ersten Gesprächspartner waren zwei Freundinnen und sie sagten beide, dass sie sich jetzt noch nicht gern damit beschäftigen was Morgen ist. Sie leben im Hier und Jetzt. Sie verschließen dabei aber nicht die Augen, sie wissen was passieren könnte und welche Möglichkeiten es für sie gibt, sie

haben jedoch noch keine genauen Vorstellungen wie sie alt werden möchten. Denn wenn man etwas plant, dann kommt es ja meistens eh anders wie man denkt.

- „Über Wohnen im Alter habe ich mir nie Gedanken gemacht und jetzt scheint es schon zu spät zu sein. Man weiß einfach nicht wie man beisammen ist und welche Art der Pflege man braucht. Diese Unsicherheit hält davon ab eine gewisse Wohnart zu bevorzugen.“
- Herr Friedrich, der mit seinen 90 Jahren sein Leben in vollen Zügen genießt und in mehreren Vereinen tätig ist, findet seinen Halt in seiner Familie. Seine vielen Kinder sowie deren 15 Enkel- und 14 Urenkelkinder, bereichern sein Leben in jeglichen Belangen. Um seine weitere Zukunft brauche er sich keine Sorgen zu machen. Sein soziales Umfeld gebe ihm den notwendigen Halt und halte ihn jung.
- „Jung und Alt sollten zusammenarbeiten, um Menschen die Hilfe zu geben, die sie brauchen. Niemandem sollte gesagt werden, er müsse, wenn er alt ist, in ein Heim ziehen. Das sollte jeder frei entscheiden dürfen. Die Tagesgestaltung könnte besser sein, so wie es z.B. in Schwaz ist. Mir ist wichtig, dass mit den Menschen gearbeitet wird, sie aber nicht überversorgt werden, nur weil z.B. das Anziehen schneller geht, wenn es eine Pflegeperson übernimmt.“
- Eine Innsbrucker Gemeinderätin machte deutlich, dass der Begriff Seniorenheim sehr unglücklich formuliert sei. Ältere Menschen würden sich dabei wohler fühlen, wenn man vom Betreuten Wohnen sprechen würde.

Welche Wohnformen könnten Sie sich für sich selbst im Alter vorstellen?

- Für Herrn Volgger, der 76 Jahre alt ist und alleine lebt, kommt nur betreutes Wohnen in Frage. Er erzählt uns, dass er vor fünf Wochen einen Herzinfarkt erlitten habe und seine Kinder weiter entfernt wohnen. Um ihnen nicht zur Last zu fallen, käme für ihn nur diese Option in Frage.
- Wenn es die Zeit mit sich bringt, hat Herr Gruber kein Problem in eine betreute Wohneinrichtung oder ein Seniorenheim zu ziehen. Auch hier (wie sonst überall) kommt es auf einen selbst an, ob man an der Gesellschaft aktiv teilnimmt oder sich zurückzieht – immer vorausgesetzt, dass es die Gesundheit zulässt.

- „Es kommt ganz auf die Situation an. Wenn ich weiterhin selbständig bleibe, möchte ich gerne zu Hause bleiben.“
- Frau Wolf möchte so lange es geht in ihrem Zuhause bleiben, wenn es mit der Infrastruktur etwas besser werden würde. Für sie heißt schön Wohnen flexibel zu sein und auf niemanden angewiesen zu sein. Ein Zusammenleben mit jemand Jüngeren kann Sie sich nicht vorstellen.
- Eine Alters-WG sieht Frau Sparerer als sehr schwierig an, da jeder seine Gewohnheiten hat und man müsste zu viel miteinander kommunizieren. Wenn jedoch die Möglichkeit besteht in ein Haus zu ziehen wo jeder seine eigene Wohnung bezieht, wäre dies in Betracht zu ziehen.
- Die Befragten (ein Ehepaar), die derzeit in einer Mietwohnung wohnen, können sich sehr wohl ein vernetztes Wohnen bzw. ein Wohnen in einer Gemeinschaft vorstellen. Der Grund liegt einerseits darin, dass sie in einer Wohnung gewohnt haben, die im 4. Stock war und erkannt haben, dass die Wohnung immer weniger ihren gesteigerten Ansprüchen gerecht wurde. Außerdem hat der Ehegatte zwei Knieoperationen hinter sich und könnte den Weg in den 4. Stock gar nicht mehr bewältigen.

Was halten Sie von den neuen innovativen Wohnformen, die auf der Enquete vorgestellt wurden?

- „Altenwohnheime sollen so sein wie man es von selbstorganisierten Wohnformen erwartet: möglichst frei und selbstbestimmt!“
- Die Vorstellung in einer Wohngemeinschaft oder einer Form des betreuten Wohnens zu leben sagte unseren Befragten deutlich mehr zu als „in einem Altersheim bis aufs Ende zu warten“. Vor allem eigene Freiheiten und Entscheidungsmöglichkeiten wurden als Pro-Argumente für die ersteren Wohnformen genannt.
- „In einer Wohngemeinschaft leben kommt für mich nicht in Frage. Ich bin dafür einfach zu unflexibel und habe diese Wohnform bereits als junger Mensch abgelehnt.“
- „Es hat sich schon sehr viel geändert in den letzten Jahren, alleine was man heute in Deutschland schon an Möglichkeiten zu wohnen findet ist unfassbar. Bei uns in Tirol ist das Haus der Generationen in Schwaz sicher schon ein großer Schritt nach vorne, finden wir.“

- Als besonders wichtig wurde für das Wohnen in einer Gemeinschaft die eigene Wohnung erachtet. Die Wohnung ist nicht nur Rückzugsort, sondern ermöglicht auch die Identifikation mit der Persönlichkeit, die sich über 50 Jahre entwickelt hat. Von gleicher Bedeutung ist das Vorhandensein eines Cafés, das im Gegensatz zu einem Gemeinschaftsraum nicht den Eindruck erweckt, dass man unbedingt auf Biegen und Brechen Kontakt sucht.

Was bräuchte es noch für ein gelingendes Altern?

- „Ein guter Umgang von der jüngeren und der älteren Generation ist das Um und Auf für eine erfolgreiche Zukunft.“
- Kontakt zu anderen Personen wird im Alter immer wichtiger um nicht zu vereinsamen. Deswegen haben sich die Damen auch ein Smartphone gekauft um besser kommunizieren zu können. Sie haben Freunde in Oberösterreich, die sie gerade versuchen zu überzeugen auch online zu gehen.
- „Ich habe gelernt mit wenig auszukommen. Daher habe ich auch keine Probleme, mit meiner Mindestpension auszukommen.“
- „Das Wichtigste am Leben ist, dass man mit Freude darauf zurückblicken kann.“

Was für ein Bild haben Sie von der jüngeren Generation?

- „Ich bin stolz auf Euch junge Menschen, besonders auf die, die einen Gesundheitsberuf lernen.“
- „Ich wünsche der jungen Generation, dass sie auch so schön und behütet altern können wie wir.“
- „Wir sind in einer Zeit geboren, wo die Wirtschaft einen Aufschwung erlebte. Wir mussten mit wenigen Hilfsmitteln und geringen Auswahlmöglichkeiten Berufe erlernen, hatten aber alles, was wir zum Leben brauchten. Heutzutage gibt es viel mehr Chancen und Bildungswege, aber der Druck, der dadurch auf der Jugend lastet, ist auch enorm gewachsen. Wir leben in einer mediengesteuerten Gesellschaft, es fehlt aber leider oft an Eigenverantwortung und kritischer Hinterfragung, die bei der Berieselung durch Medien, insbesondere dem Internet wichtig wäre. Für viele ist es leider auch schon zu selbstverständlich, dass es ihnen gut geht.“

- „Junge Leute sind heutzutage entweder überwiegend sozial oder extrem egoistisch. Daher muss man aufpassen, nicht ausgenutzt zu werden.“
- „Die Nutzung des Mobiltelefons bei der jungen Generation ist erschreckend. Ich benütze öffentliche Verkehrsmittel, wo ich feststelle, dass kaum noch Kommunikation stattfindet. Alle starren auf ihren Handybildschirm und jeder ist nur auf sich bedacht.“
- „Die Kinder von heute sind schlecht erzogen und bringen den Erwachsenen bzw. alten Menschen nicht den Respekt, den man sich wünschen würde, entgegen.“ Die Befragten betonen, dass sich diese Auffassung nur auf fremde Kinder bezieht. Bei eigenen Kindern sieht man dies ganz anders und wünscht sich viel Kontakt mit Enkelkindern.
- Fazit aus dem Gespräch der Studierenden mit der älteren Generation: „Entgegen unserer Annahmen waren die Seniorinnen kein bisschen voreingenommen gegenüber der jungen Generation. Sie regten uns durch ihre Sager zum Nachdenken an und konfrontierten uns mit den Tatsachen des heutigen Zusammenlebens der verschiedenen Gesellschaftsgruppen.“

Was für ein Bild, glauben Sie, haben jüngere Menschen von älteren Menschen?

- Die Kommunikation zwischen Jung und Alt ist nicht immer einfach, aber sie kann funktionieren, wenn beide Parteien sich ernsthaft bemühen. Ältere Personen können für junge Menschen ein Vorbild sein, sowohl positiv als auch negativ. Die Jungen lernen von den Alten und umgekehrt.
- Viele stempeln uns ab, weil wir uns nicht aktiv geben. Viele ignorieren uns auch und helfen uns nicht. Wenn ich z.B. Bus fahre, sagen viele junge Leute, dort sei besetzt, obwohl der Sitzplatz frei bleibt, bis die jungen Leute ausgestiegen sind.

Wie sehen Sie die Beziehung zwischen Jung und Alt?

- Eine intakte Beziehung zwischen Alt und Jung ist nicht nur eine Wunschvorstellung, sondern kann tatsächlich funktionieren. Allerdings nur unter der Bedingung, dass sich beide Generationen mit Respekt und Achtung begegnen.
- „Jung und Alt gehören zusammen – anders funktioniert gar nichts.“

- „Die Kommunikation zur jüngeren Generation ist ein Wunschtraum.“
- „Ich rede gerne mit jungen Leuten, jedoch muss ich mit dem Gespräch anfangen.“
- „Wenn man sich nicht an die heutige Jugend anpasst, wird man ignoriert und sogar abgestempelt.“
- „Die Situation des Zusammenlebens ist meist nicht so einfach wie oft dargestellt - zwischen Jung und Alt gibt es oft Meinungsunterschiede und Interessenskonflikte.“
- Problematisch wird der Zusammenhalt in der Familie von Frau und Herr Steiner beurteilt. Früher hat es Familienspiele gegeben, während heute die Kinder und die Eltern unterschiedliche Unterhaltungsprogramme konsumieren. Obwohl man in einer Familie lebt, lebt man nicht miteinander, sondern nebeneinander.

Sollten sich, Ihrer Meinung nach, Ältere mit ihrem großen Erfahrungsschatz durch Freiwilligenarbeit engagieren?

- „Ich bin 81 Jahre alt und bin selber sehr gerne ehrenamtlich aktiv. Solange ich das noch kann, gebe ich gerne meine Erfahrungen und mein Wissen an junge Leute weiter.“
- Herr Hofer erzählte uns, dass er seit 15 Jahren im Dienst der freiwilligen Feuerwehr arbeitet. Außerdem helfe er seinen Freunden, wenn „Not am Mann“ sei, bei jeglichen Spenglerarbeiten. Eine Arbeit, die ihm stets viel Freude bereitet habe und immer noch bereite.
- Herr Moser lachte bei dieser Frage, denn sein ganzes Engagement gelte seiner Familie. Vier von seinen Kindern seien hauptberuflich als Musiker tätig, die er tatkräftig mit seiner Leidenschaft zur Musik unterstützt.

Wie stehen Sie zum lebenslangen Lernen?

- „Man ist nie zu alt, um was Neues auszuprobieren.“
- Die „Verdummung“ seiner Generation kann Herr Gruber insofern beobachten, da manche seiner Freunde sich nicht mehr die Mühe machen Zeitungen oder Bücher zu lesen. Dies empfindet er als sehr unangenehm und bedauerlich.
- „Ich bin 70 Jahre alt und ich fühle mich schon zu alt um mich weiterzubilden.“

Sind Sie schon in der digitalen Welt unterwegs?

- „Ja, ich bin stolzer Besitzer eines Laptops und skype regelmäßig mit meiner Tochter, die in Deutschland wohnt.“
- Ein Problem sieht Herr Gruber darin, dass viele der älteren Generation sich vor den Neuerungen sträuben und nicht mit der Zeit gehen und wenn man selbst etwas digitalisieren will (Einladungen z. B.) dann ist das nur teilweise umsetzbar.
- „Ich habe von meinen Kindern zu meinem Geburtstag ein Tablet geschenkt bekommen. Ich finde es sehr nett, um Bilder zu zeigen, leider kenne ich mich aber mit den anderen Funktionen noch nicht ganz aus.“
- „Das Handy verwende ich nur als Sicherheit, wenn ich unterwegs bin.“
- Herr Müller ist auch bereits in der digitalen Welt unterwegs. Er verwendet ein Handy um sich mit seinen Enkelkindern auszutauschen sowie ein Tablet fürs Lesen.
- Als problematisch wird auch der Umgang mit der Informationstechnologie gesehen. Die Befragten vertreten die Meinung, dass alles viel zu schnell geht und entsprechendes IT-Know-How, dass man sich mühsam angelernt hat, schon kurze Zeit später obsolet ist.
- Die Kommunikation ist für viele ein zentrales Element des täglichen Lebens. Besonders wichtig ist der persönliche Kontakt, weshalb man allen Formen von Textnachrichten kritisch gegenübersteht. Für die Befragten ist es wichtig, den Kommunikationspartner zu sehen, dessen Stimme zu hören, dessen Nähe zu spüren. Man erkennt aber den Zug der Zeit und weiß auch die Angebote der digitalen Welt zu schätzen. Leider wird die Informationsfülle im Internet als zu umfangreich empfunden. Die sogenannte Informationsflut ist zu überwältigend, weshalb man lieber auf „analoge“ Freizeitaktivitäten setzt.
- „Internet ist bereits eine Selbstverständlichkeit, da auch ein Internetstick nicht mehr allzu viel kostet. Online bin ich meist mit dem Tablet. Die Kommunikation mit den Kindern und den Enkeln funktioniert hauptsächlich über WhatsApp und Skype.“
- Fazit aus dem Gespräch der Studierenden mit der älteren Generation: „Eine Erkenntnis für uns war, älteren Menschen gerne einen Umgang mit den Neuen Medien erlernen möchten. Doch leider sind kaum jüngere Menschen

bereit, ihnen Wissen darüber zu vermitteln. Zeit spiele eine große Rolle. Enkelkinder sind im Allgemeinen zu viel beschäftigt. Wenn sie aber etwas erklären, dann viel zu schnell.“

Haben Sie noch etwas über das Sie reden möchten? (Flüchtlingskrise & Konsumverhalten)

- Flüchtlingsthema: Die Gesprächspartner sehen die Vermischung nicht so streng, in Europa ist diese schon immer vorhanden. Probleme seien allerdings die andere Kultur, die Menge und die mangelnde Integration. Eine Beschäftigung sei sehr wichtig für den Selbstwert. Deutschkurse erhält man erst ab der Bewilligung des Asyls, man warte teilweise jahrelang darauf. Die Jugend engagiere sich sehr und mache tolle Sachen, die Medien berichten jedoch nur über das Negative.
- Besonders kritisch sieht man die Entwicklung des Konsumverhaltens. Während man früher zunächst was tun bzw. was arbeiten musste, um sich etwas leisten zu können, sieht man dies heute ganz anders. Viele wollen alles sofort haben, ohne es sich wirklich „verdient“ zu haben. Leider leben die Eltern den jungen Menschen diese Form des unreflektierten Konsums vor, wodurch die Kinder den Umgang mit Geld nicht lernen.

Weitere interessante Aussagen und Zitate:

- Herr Bauer zu seiner Lebensgemeinschaft: „Wir sind wie 2 Igel – wenn wir uns zu nah kommen tut’s weh – aber wenn wir genau den richtigen Abstand pflegen, geht’s uns gut!“
- „Alles ist erlernbar!“
- „Die Veranstaltung ist toll, wegen dem guten Buffet.“
- „Zu viel Denken macht nicht glücklich, nicht frei!“
- „Wer an Gott glaubt, hat ein langes gesundes Leben vor sich.“

„Höhere Technische Bundeslehranstalt – HTL Imst“

Im Rahmen eines fächerübergreifenden Unterrichtes stand im Schuljahr 2015/16 in den 4. und 5. Jahrgängen der HTL Imst das Thema „Wohnen im Alter“ im Mittelpunkt. Sowohl in den allgemeinbildenden Fächern wie Deutsch, Englisch, Religion, den fachtheoretischen Unterrichtsgegenständen Gestalten und Konstruktion sowie dem fachpraktischen Unterricht im Prototypenbau wurden zahlreiche Projekte bearbeitet.

Nach der theoretischen Aufbereitung des Themas in den allgemeinbildenden Fächern, der Ideenfindung, der theoretischen Ausarbeitung und der praktischen Umsetzung in Form von Einzelobjekten wurden die Ergebnisse in der Sonderausstellung der Seniorenmesse SENaktiv präsentiert.

Die ausgestellten Prototypen, Plandarstellungen und 3D Animationen erweckten breites Interesse und fanden große Anerkennung bei den Messebesuchern.

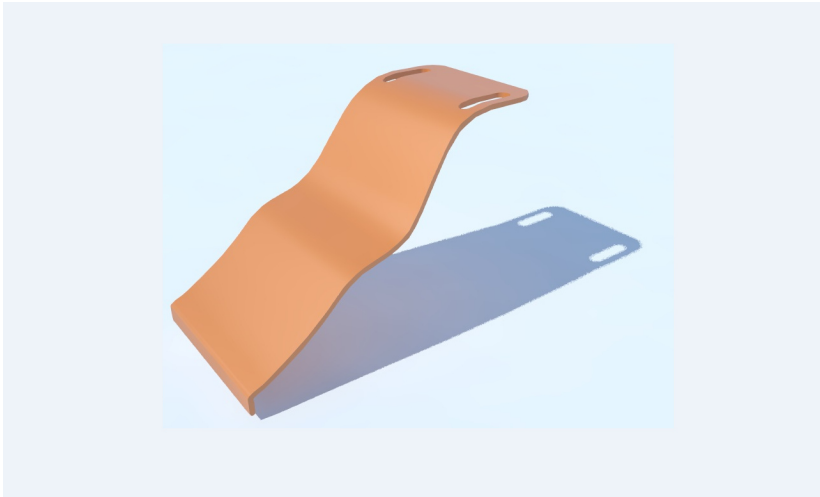
Folgend finden Sie Bilder und Beschreibungen der ausgestellten Projekte:



Sprunggelenk © HTL Imst



Trolley © HTL Imst



Wanneneinsatz © HTL Imst



Sitway © HTL Imst



Trolley © HTL Imst



Hocker © HTL Imst

Schwerpunktt Themen des Landes Tirol, Abteilung Gesellschaft und Arbeit - SeniorInnen

„Leben und Wohnen“

Impulse zu gelingendem Altern hat der Bereich SeniorInnen, der Abteilung Gesellschaft und Arbeit, auch auf der 40. SENaktiv gesetzt. Westösterreichs größte Seniorenmesse fand vom 18. bis 20. November 2016 in der Messe Innsbruck statt. Den Auftakt bildete die 19. Enquete des Landes unter dem Motto „Miteinander Leben – Vernetzt Wohnen“ am 18. November ab 10 Uhr. Im Anschluss daran fanden die traditionellen „Generationengespräche“ des Landes statt. Darüber hinaus war das Land Tirol mit einem eigenen Stand vertreten und bot vorbildhaften Projekten und Initiativen die Möglichkeit, sich zu präsentieren. Auch eine Wanderausstellung des deutschen Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend war auf der SENaktiv vertreten.

Impulse aus Bonn „Was heißt schon alt?“

Die Wanderausstellung „Was heißt schon alt?“ des deutschen Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend lädt Jung und Alt auf der 40. SENaktiv ein, über ihre Vorstellungen vom Alter(n) nachzudenken und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Die Ausstellung zeigt eine Auswahl der über 1.600 Beiträge zum gleichnamigen Foto- und Videowettbewerb, mit dem das Programm Altersbilder 2011 startete. Die Besucherinnen und Besucher erwarten Fotos und Videos, die die große Bandbreite des Alter(n)s widerspiegeln. Bilder von aktiven und engagierten älteren Menschen sind ebenso zu sehen wie solche, die den Lebensweg alter pflegebedürftiger Menschen aufzeigen. Es gibt Großeltern mit ihren Enkelkindern, Paare und Familien. Die Beiträge zeigen deutlich: Das Älterwerden hat viele Gesichter.

Die Ausstellung tourt bereits seit 2012 durch Deutschland, war bereits in über 100 verschiedenen Orten zu sehen. Jung und Alt konnten sich in Museen, Bibliotheken, Rathäusern, Hochschulen und Bildungsstätten, Mehrgenerationenhäusern, Krankenhäusern, Seniorenstätten sowie Alten- und Pflegeheimen begegnen. Mehr als 30.000 Besucherinnen und Besucher sind miteinander ins Gespräch gekommen

und mit neuen Eindrücken und Anregungen nach Hause gegangen. Dies zeigen die Rückmeldungen mit durchweg positiven Bewertungen im Gästebuch.

Angebote für Tiroler SeniorInnen

Vertreten waren die Volkshochschule, die Tiroler Erwachsenenschulen, das Bildungsforum, das Katholische Bildungswerk („Gesund, fit und eigenständig bleiben im Alter und SELBA-Selbstständig im Alter“) und die Fitness-Stube („Computeria“) für den Geist („Mensana“) aus Hall.

Zudem präsentierte der Bereich SeniorInnen die ebenfalls im Dezember 2016 stattfindende Spielemesse „spiel aktiv“ des Landes Tirol, Abteilung Gesellschaft und Arbeit - Familie und verwies gezielt auf deren generationenübergreifende Akzente.

Im Rahmen der Schwerpunktthemen konnte sich Tirols Bevölkerung über vorbildhafte Projekte und Initiativen, über Lern- und Bildungsangebote, aber auch über Tätigkeitsfelder im Alter informieren. Bildung, Lernen und das Gefühl, gebraucht zu werden, sind Erfolgsparameter gelingenden Alterns. Auch dazu gab es Impulse.

Das Modell der „Computerias“ wurde zudem im Vorfeld der SENaktiv im Zuge einer Studie über vorbildhafte Seniorenbildungsinitiativen von Bundesminister Rudolf Hundstorfer ausgezeichnet.

Lernen ist gerade für die ältere Generation von besonderer Bedeutung: Lernen und Bildung ermöglichen die Aneignung oder Festigung von Kenntnissen und Kompetenzen, die wesentliche Voraussetzungen für Engagement, Teilhabe und soziale Integration sind. Die Forschung belegt, wie Lernen und Bildung für die Selbstbestimmtheit und das Erreichen individueller Lebensziele wichtig sind. Vor allem trägt die geistige Beschäftigung bis ins höchste Alter dazu bei, das Wohlbefinden und die Lebensqualität zu erhalten und zu steigern.

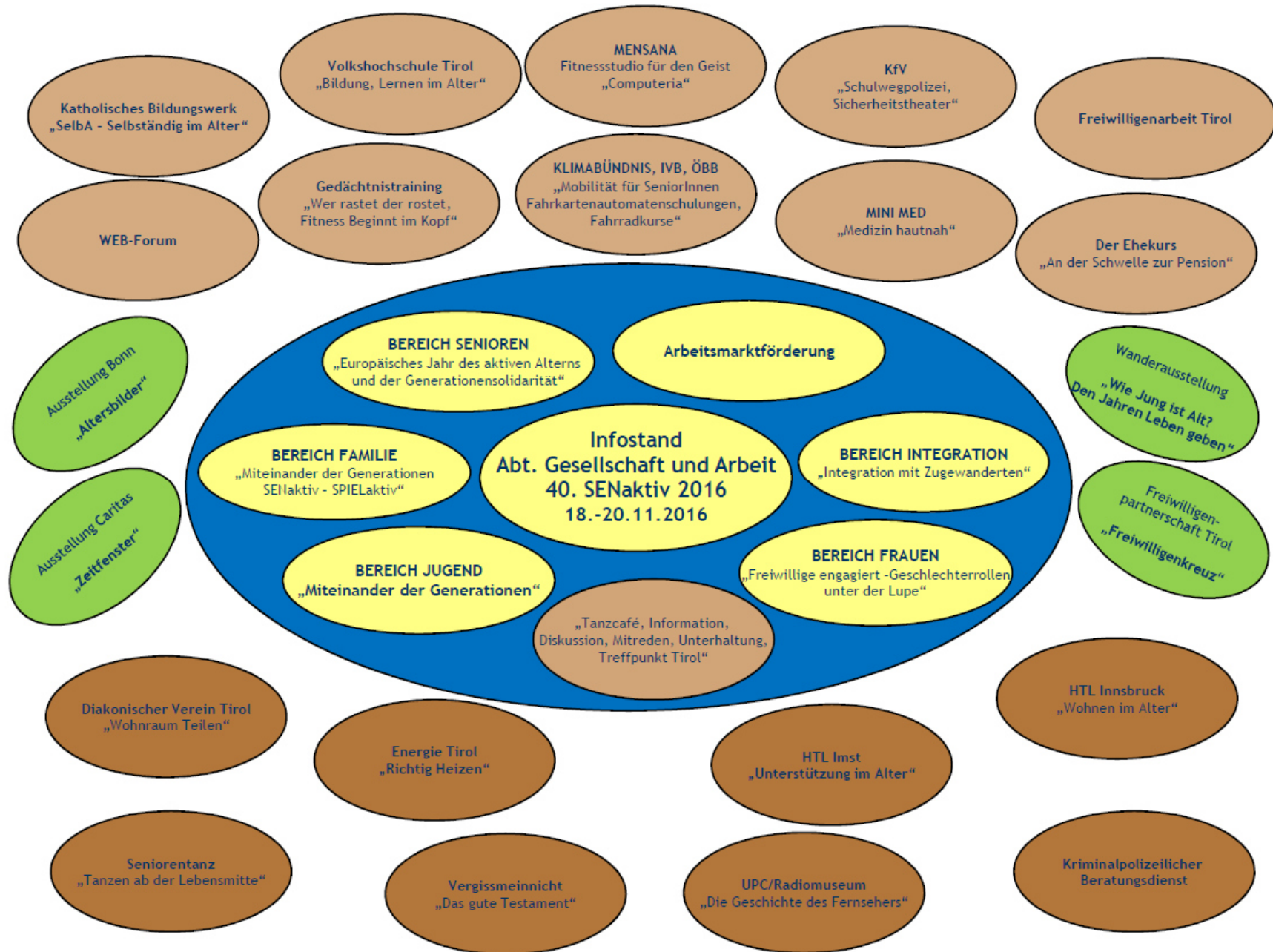
„Computeria“ ist eine Wortkreuzung aus „Computer“ und „Cafeteria“. In diesen Computerias unterstützen Ehrenamtliche die SeniorInnen beim Einstieg in die digitale Welt. Ihnen werden Berührungängste genommen und sie lernen frei von Lerndruck in angenehmer Atmosphäre E-Mails zu schreiben, im Internet zu surfen oder ein digitales Fotobuch zu erstellen. Computerias gelten nun als österreichweit vorbildhaftes Bildungsmodell für Ältere Menschen.

„Computerias“ sind neue Begegnungs- und Lernplattformen für Seniorinnen und Senioren. Zudem fördern sie das freiwillige Engagement und den Austausch

zwischen „Jung und Alt.“ Innerhalb von drei Jahren konnten bereits über 25 Computerias feierlich eröffnet werden. Der Enthusiasmus ist in allen Bezirken Tirols groß. Einige Computerias sind in der Gründungsphase und weitere sollen folgen. Computerias sind nicht nur wichtige Lernorte, sondern auch Räume der Begegnung, in der Freiwilligenarbeit und bürgerschaftliches Engagement entstehen und vernetzt werden.

ORF Tirol auf der SENaktiv

Durch die Präsenz des ORF Tirol steht eine Bühne für ein begleitendes Unterhaltungsangebot und zur Moderation zur Verfügung. Ziel ist es – in Zusammenarbeit mit dem Bereich SeniorInnen – fachspezifische Informationen zu vermitteln, Alt und Jung, ExpertInnen, aber auch BesucherInnen zu ermuntern, vom Angebot dieser „Plattform 50plus“ Gebrauch zu machen, Schwerpunktthemen zu diskutieren, aus ihrem Leben zu erzählen und so zum besseren Miteinander der Generationen in unserem Land beizutragen.



„Miteinander Leben – vernetzt Wohnen“

Wohnen und Leben sind Schwerpunkte der 40. SENaktiv von 18. bis 20. November. Die Abteilung Gesellschaft und Arbeit – SeniorInnen lädt am Eröffnungstag zur 19. Enquete „Miteinander Leben – vernetzt Wohnen“ in die Messe Innsbruck ein.

„Unsere Umwelt, Stadtplanung und Verkehrssysteme, Architektur, unser Wohnungsbau, aber auch unser Möbeldesign einschließlich des sanitären Bereichs ist gestaltet von jungen Erwachsenen für junge Erwachsene“, erklärt Sozialplaner DI Dr. Albrecht Göschel, Referent der Enquete.

Demografischer Wandel als Herausforderung

Mehr als bisher haben sich Wirtschaft und Industrie auf das älter werdende und strukturveränder-

„In einer zukünftigen Welt der Über-75-Jährigen haben wir die Konzepte der Stadt- und Wohnungsentwicklung zu überdenken.“

DI Dr. Albrecht Göschel,
Sozialplaner



te Land einzustellen. Das reicht von der größeren Auswahl an 1-Personen-Rationen im Supermarkt bis zum kreativen Ausbau von Dienstleistungsangeboten, umfasst seniorenfreundliche Autos ebenso wie barrierefreies Wohnen.

Gesund und kompetent älter werden

„Wesentlich für ein gesundes Altwerden ist die Bedeutung der Aktivität. Es gilt hier, einerseits mögliche Barrieren zu ergründen und zu beseitigen, andererseits Anregung für gesundheitsfördernde Aktivitäten zu schaffen“, weiß DI Dr. Albrecht Göschel. „Wir brauchen eine menschenfreundlichere Wohnwelt, die generationsübergreifend positiv besetzt ist.“

Das Alter sei idealerweise so zu gestalten, dass aus



Wohnen und Leben steht im Mittelpunkt der 19. Enquete. Im Anschluss an die Vorträge laden Generationengespräche zum Dialog zwischen Alt und Jung ein.

Foto: Land Tirol

den gewonnenen Jahren erfüllte werden, skizziert Dr^m Ursula Kremer-Preiß, die zweite Referentin der Enquete. Wie sehen die demografischen, ökonomischen und sozialen Herausforderungen für das Wohnen im Alter aus, wie die Wohnwünsche älterer Menschen?

Passende neue Wohnumfelder schaffen

Die Expertin vom Kuratorium Deutscher Altershilfe wird auf die Wohnsituation von älteren Menschen eingehen und neue Wohnformen aufzeigen: gemeinschaftliche Wohnformen, Betreutes Wohnen, Pflegewohnheimgemeinschaften, Konzepte und praktische Beispiele für lokale Entwicklungsgemeinschaften.

Generationengespräche: für neue Perspektiven

In den Generationengesprächen treffen abschließend Jung und Alt aufeinander, um Wissen auszutauschen und sich gemeinsam auf neue Perspektiven und Denkweisen einzulassen. Zur Verfügung stehen StudentIn-

nen vom Management Center Innsbruck (MCI), Ausbildungszentrum West (AZW), der Fachhochschule Gesundheit (FHG), der Pädagogischen Hochschule (PHT) und der Schule für Sozialberufungsberufe (SOB).

Sonderausstellung mit Projekten und Bildern

Eine umfassende Ausstellung zeigt vorbildhafte Projekte und Initiativen. Die Deutsche Ausstellung „Altersbilder“ wird erstmals in Tirol gezeigt.

Vielfältige Einblicke in die Welt des Alterns vermittelt die Sonderschau „Wie jung ist alt? Den Jahren Leben geben“. Spannende Tiroler Lebensgeschichten kennenzulernen ermöglicht die Ausstellung „Zeitfenster – Dialog mit der Zeit“.

Bilder von engagierten Personen aus unserem Bundesland zeigt die Freiwilligenausstellung „Vorhang auf“.

„Das Alter ist idealerweise so zu gestalten, dass aus den gewonnenen Jahren erfüllte werden.“

Dr^m Ursula Kremer-Preiß
Wohnexpertin



19. ENQUETE „MITEINANDER LEBEN – VERNETZT WOHNEN“

18. November, 10-13 Uhr, Messe Innsbruck, Forum 2, 2. Stock

Veranstalter: Land Tirol, Abteilung Gesellschaft und Arbeit – SeniorInnen. Der Besuch ist kostenlos.

Anmeldung: Tel. 0512/508-3563,
gasenloren@tirol.gv.at

congress messe innsbruck



Programm

10 Uhr: Begrüßung

Wohnen im Kontext sozialer Netzwerke
DI Dr. Albrecht Göschel,
Berlin

Miteinander Wohnen –
Formen und Projekte
Dr^m Ursula Kremer-Preiß,
Köln

Wohnprojekte in Tirol –
Innovationen und Trends

12 Uhr:
Generationengespräche

13 Uhr: Eröffnung SENaktiv, Sonderausstellung

Leben und Wohnen in der Zukunft

Zum Auftakt der 40. SENaktiv lädt die Abteilung Gesellschaft und Arbeit – SeniorInnen am Freitag, 18. November, ab 10 Uhr zur 19. Enquete „Miteinander Leben – vernetzt Wohnen“ in die Messe Innsbruck ein.

Im Vordergrund der Vorträge und Diskussionen stehen Lebensstile, innovative Wohnformen, ein Altern mit Lebensqualität und ein barrierefreies generationenübergreifendes Miteinander. Tiroler Projekte zeigen, wie gutes Zusammenleben aussehen kann.

Wohnimpulse

Wie sehen Wohnformen der Zukunft aus? Dr.ⁱⁿ Ursula Kremer-Preiß: „Wohnen schafft Geborgenheit. Besonders im Alter ist es aber wichtig, sich nicht abzukapseln, sondern soziale Kontakte und Netzwerke zu pflegen.“

Programm

10 Uhr: Begrüßung

Wohnen im Kontext sozialer Netzwerke
Dr. Dr. Albrecht Göschel, Berlin

Miteinander Wohnen – Formen und Projekte
Dr.ⁱⁿ Ursula Kremer-Preiß, Köln

Wohnprojekte in Tirol – Innovationen und Trends

12 Uhr:
Generationengespräche

13 Uhr:
Eröffnung SENaktiv,
Sonderausstellung



Sozialplaner Dr. Albrecht Göschel aus Berlin zeigt zukünftige Wege zu neuen Wohnkonzepten im Kontext sozialer Netzwerke auf.

Dr.ⁱⁿ Ursula Kremer-Preiß geht auf das Thema „Miteinander Wohnen – Formen und Projekte“ ein, sie zeigt konkrete Praxiswege auf.

„Wohnen erfüllt wichtige soziale und individuelle Bedürfnisse des Menschen, im Alter werden diese Orte noch wichtiger“, erläutert Dr. Albrecht Göschel, Architekt, Stadtplaner und Kulturosoziologe. Der eigene Wohnraum fungiert als persönlicher Schutzraum, individuelle Rückzugsmöglichkeit, Treffpunkt und Ort der persönlichen Lebensführung. Die Art des Wohnens bestimmt wesentlich die Lebenszufriedenheit und Lebensqualität.“ In seinem Vortrag zeigt er verschiedene Wohnformen auf, wie generationengerechtes Wohnen und Zusammenleben aussehen kann.

Miteinander

„Innere Nähe bei äußerer Distanz“ fasst die Problematik des „Generationenwohnens“ zusammen. Dabei ist

erfreulich, dass sich auch in Tirol innovative Wohnprojekte finden. So entsteht in der Höttinger Au ein „Haus im Leben“, das generationenübergreifendes Dorfleben für Alt und Jung in der Stadt ermöglicht. Auch Kematzen erweitert sein Angebot für Ältere durch barrierefreies „Betreutes Wohnen“.

Die vielfältigen Ideen halten auch Einzug in andere Projekte: In Wattens entsteht ein neues Sozialzentrum, in Wilten ein Komplex mit dem Ziel, der sozialen Vernetzung Raum zu geben. Wie so etwas aussehen kann, zeigt das „Haus der Generationen in Schwaz“, das sogar das Interesse der WHO geweckt hat.

Generationengespräche

Die Generationengespräche im Anschluss an die Vorträge fördern den Dialog zwischen Jung und Alt. In



Im Alter „richtig“ zu wohnen bedarf einer frühzeitigen Auseinandersetzung mit dem Thema. Die 19. Enquete als Auftakt zur SENaktiv gibt wertvolle Impulse und zeigt beispielhafte Tiroler Projekte auf. Foto: Christian Wachner

kleinen Gruppen treffen die Generationen aufeinander, um sich in konstruktiven Gesprächen kennenzulernen, Wissen auszutauschen und sich gemeinsam auf neue Perspektiven und Denkweisen einzulassen.

Zur Verfügung stehen StudentInnen vom Management Center Innsbruck (MCI), dem Ausbildungszentrum West (AZW), der Fachhochschule für Gesundheit (FHG), der Pädagogischen Hochschule (PHI) und der Schule für Sozialbetriebsberufe (SOB).

Sonderausstellung

Sie zeigt vorbildhafte Projekte und Initiativen. Zudem

wird die deutsche Ausstellung „Altersbilder“ erstmals in Tirol gezeigt. Vielfältige Einblicke in die Welt des Alterns vermittelt die Sonderschau „Wie jung ist alt? – Den Jahren Leben geben“. Spannend

de Tiroler Lebensgeschichten kennenzulernen ermöglicht die Ausstellung „Zeitfenster – Dialog mit der Zeit“. Bilder von engagierten Personen zeigt die Freiwilligenausstellung „Vorhang auf“.

19. ENQUETE „MITEINANDER LEBEN – VERNETZT WOHNEN“

18. November, 10–13 Uhr, Messe Innsbruck, Forum 2, 2. Stock

Veranstalter: Land Tirol, Abteilung Gesellschaft und Arbeit – SeniorInnen
Der Besuch ist kostenlos.

Anmeldung: Tel. 0512/508-3563,
ga.senioren@tirol.gv.at

CONGRESS MESSE INNSBRUCK

